

Historische Erzählungen
für die Jugend

von Luise Richter

Der Ring der Herzogin.

Erzählung
aus der Zeit des ersten
Hohenstaufen.



Alfred Oehmigke's Verlag, Leipzig.

C.P.

Verlag von Alfred Oehmigke in Leipzig.

In obigem Verlage erschienen folgende, zur Anschaffung für Schulbibliotheken, sowie als Schulprämien und Festgeschenke dringend zu empfehlende

Jugendschriften von Ferd. Schmidt.

Homers Iliade und Odyssee, erzählt von Ferd. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flaxman. Gebunden in eleganten Leinwandband mit Gold- und Farbenpressung. 9. Aufl. Preis 4 M.

Homers Iliade, erzählt von Ferd. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flaxman. Gebunden in illustr. Umschlag. 9. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

Homers Odyssee, erzählt von Ferd. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flaxman. Gebunden in illustr. Umschlag. 9. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

Reineke Fuchs, erzählt von Ferd. Schmidt. Mit 6 Bunt-
druckbildern und vielen Holzschnitten illustriert von G. Bartsch.
Gebunden in illustrierten Umschlag. 11. Auflage. Preis
2 M. 50 Pfg.

Für jüngere Knaben und Mädchen. Erzählungen und
Märchen von Ferd. Schmidt. Mit 6 eleganten Farbendruck-
bildern. Geb. in illustr. Umschlag. 5. Aufl. Preis 3 M.

Die junge Griechin am Hofe des Kaisers Nero. Erzäh-
lung von Ferd. Schmidt. Mit einem Titelbild. 2. Aufl.
Gebunden Preis 1 M.

Obige Werke werden von berufener pädagogischer Seite zu den besten des gefeierten hervorragenden Autors gezählt, stehen überhaupt in erster Reihe der gesamten Jugendlitteratur und haben die wärmste Anerkennung und Empfehlung gefunden von Männern wie A. v. Humboldt, A. Diesterweg, Fr. v. Raumer, Prof. Ad. Stahl, Prof. G. H. v. Schubert, Titus Ulrich, Schmidt-Weißensels, R. v. Gottschall, Prof. Rosenkranz, Gneist, v. Holzendorf, Bluntschli u. v. A.

Verlag von Alfred Dehmigke in Leipzig.

Ausgewählte Erzählungen für die Jugend
von Gustav Mieritz.

1. Bd.: Gustav Mieritz, ein alter Freund der Kinderwelt, von
H. Stiehler. — Das Fischer mädchen von Helgoland. 3. Aufl.
2. " Der steinerne Musikant. — Das Opfer einer Mutter. —
Die Kamelle.
3. " Der stille Heinrich. 4. Auflage.
4. " Kriegserlebnisse eines Gänsejungen. — Ein Türmer und
eine Schnupftabaksdose.
5. " Der Pilger und der Lindwurm. 4. Auflage.
6. " Der goldene Knopf. 2. Auflage.
7. " Es bedarf wenig, um glücklich zu sein. —
Gewaltsame Austreibung von 10 000 Hamburgern durch
die Franzosen am Weihnachtsfest 1813.
8. " Talbot und Levingthon. — Sehet die Vögel unter dem
Himmel an.
9. " Deutsche Treue.
10. " Stall, Storchnest und Bactrog, oder: Die Franzosen in
Deutschland. — Die vier Jahreszeiten zu Pferd.
11. " Über und unter der Erde. — Aus dem Leben eines
alten Kriegers.
12. " Ein christlicher Seelenverkäufer.
13. " Der Starost und sein Sohn. — Ein jeder thue seine
Schuldigkeit.
14. " Streichhölzchen und Räucherkerzchen. — Die Gefangene.
15. " Der Gänsemanu von Nürnberg. — Denen die Gott lieben
müssen alle Dinge zum Besten dienen. — Das wilde Schwein.
16. " Ein Kaiserpaß. — Krämer, Doktor und Edelmann.
17. " Des Reichthums Not.
18. " Die Kahlköpfe. — Ehrgeiz und Geldgeiz.
19. " Wie Gott mich führt, so will ich gehen. — Großmutter
und Enkel.
20. " Die Armentaserne. — Der Arbeit Segen.
21. " Die Vergeltung.
22. " Kurze Lust, lange Pein. — Die verhängnisvolle Nacht.
23. " Die Entdeckung. — Die gelbe Kutsche.
24. " Die Pflөгetochter. — Der reiche Mann und das Nadelöhr.
25. " Der Kuhhirte von Oggersheim (historische Erzählung). —
Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.
26. " Ein Weihnachtslied. — Ein Freund in der Not.
27. " Der Kaufmann von Venedig.
28. " Das Pomeranzenbäumchen.

Preis jedes Bändchens gebunden 75 Pfg.

Haetitia Goffler.

1899. December



Der
Ring der Herzogin.

Erzählung
aus der Zeit des ersten Hohenstaufen

von

Luiſe Pichler.

Mit einem Titelbild.

Vierte Auflage.



Trippig,
Alfred Dehmitz's Verlag.

HIM 180400

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Druck von Mehger & Wittig in Leipzig.

I.

Die Herzogsburg und die Köhlerhütte.

Alter Fels im Kreis von Bergkloffen!
Mehr, denn wir, hast du geschaut, erlebt
Sei von deutscher Sehnucht mild umschlossen,
Die sich himmelwärts auf dir erhebet!
Jeder Stein mahnt hier an goldne Kronen,
Jeder Trümmerhügel deutet stille,
Daß vordem aus allen Länderzonen
Hier zusammensloß die Siegesfülle.

Wie ein König ragt der schönste der schwäbischen Berge, der Hohenstaufen, über Hügel und Thäler empor, obschon sein Felsenhaupt längst kahl über die grünen Thäler hinblickt.

Tief unten am nördlichen Abhang des Berges steht heute noch das alte Wäschenschloß, in dessen noch erhaltenen Grundmauern sich längst ein schlichtes Bauernhaus eingenistet hat. Dort wohnten einst die

Freiherren von Büren, zur Zeit, da nach den Karolingern die Kaiser vom sächsischen Stamme aufkamen und wieder ausstarben, und nach ihnen die fränkischen Kaiser, nach ihrem Familiennamen die Salier benannt, zur Herrschaft gelangten.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts, als der weise Kaiser Heinrich der Dritte jäh gestorben war, seiner Witwe Agnes und seinem Söhnlein Heinrich dem Vierten Reich und Krone hinterlassend, hauste auf genanntem Schlosse Freiherr Friedrich von Büren, der ein Gemahl aus dem angesehenen Hause der Hohenlohe heimgeführt hatte und mit fünf an Geistes- und Körperkraft reichbegabten Söhnen gesegnet war. Der erste derselben, Konrad, trat zum geistlichen Stand über und ward seiner hohen Geistesgaben wegen noch in jungen Jahren auf den Bischofsstuhl von Straßburg erhoben. Der zweite, Friedrich genannt, war von ritterlicher Art und begab sich an den Hof des jungen Königs, spätern Kaisers, Heinrichs des Vierten, zu dessen Vertrautesten er bald gehörte.

Drohende Gewitterwolken umgaben den Thron Heinrichs; die Sachsen hatten sich empört, mit dem

päpstlichen Stuhl, dessen Schutzherr sein Vater einst war, stand er im Streit. Auch die deutschen Fürsten erhoben sich wider ihn, an ihrer Spitze sein eigener Schwager, Herzog Rudolf von Schwaben. Sie zogen gegen den König, der eben am Rhein weilte, und wollten ihn gefangen nehmen, um Rudolf auf den Thron zu erheben.

Doch Heinrich, rechtzeitig gewarnt, entging dem Verrate und eilte mit seinem treuen Gemahl Bertha und seinem kleinen Söhnchen Konrad über die Alpen, um zu allererst Frieden mit dem Papst, Lösung vom Banne zu gewinnen. Es war zur härtesten Winterszeit; über den St. Bernhard hin ging die Reise an Abgründen vorüber durch Schneewirbel in steter Todesgefahr. Nur ein treuer ritterlicher Vasalle begleitete den Kaiser und die Seinen auf dieser Fahrt durch Not und Tod. Es wird vermutet, daß Friedrich von Bären dieser treue Mann war.

König Heinrich kehrte zurück, versöhnt mit dem Papste, er zwang die Empörer im Reiche nieder; sein untreuer Schwager, Rudolf von Schwaben, fiel in der Schlacht bei Merseburg und rief sterbend, indem er den Stumpf der abgehauenen rechten Hand emporhob:

„Mit dieser Hand habe ich Heinrich, meinem Herrn, Treue geschworen.“

Im Jahre hernach, 1079, schickte Heinrich sich an, Ostern festlich in Regensburg zu feiern. Von Franken, wo er zuletzt in Friblar getagt hatte, ging der Zug des königlichen Hofes gen Baiern. Neben dem König ritt auf weißem Zelter die Königin, hinter dem Königspaar der alte Marschalk, welcher Agnes, das siebenjährige Königskind, vor sich auf dem Sattel hatte.

Sie war die einzige Herzensfreude der hohen Mutter, und auch des Vaters düsterer Blick hellte sich auf, wenn das holde Mägdlein ihn anlächelte. Oft schaute jetzt die zärtliche Mutter sich um und winkte dem Mägdlein zu, das den schützenden Schleier über das Lockenhaar zurückwarf und mit hellen Augen in die weite Welt hinausschaute. Ab und zu nahm auch der königliche Vater selbst das Töchterlein aufs Roß und vergaß die Reichsorgen über ihrem kindlich harmlosen Blandern.

Nach achttägigem Ritte winkten ihnen die stolzen Türme von Regensburg aus dem lachenden Thale, das von den blauen Fluten der Donau durchströmt wird.

Welch bunte Ritterschar wogte durch die Gassen der Stadt! Wie prangten die buntbewimpelten Zelte auf dem grünen Donauufer, um dem Geleite der fürstlichen Herren Obdach zu geben! War's doch alte Reichs-
sitte, daß weltliche und geistliche Fürsten des Reiches die hohen Kirchenfeste mit dem König begingen. Dies-
mal hatten sie sich zahlreicher eingefunden, als seit Jahr-
zehnten. Nach heißem Kampfe hatte Heinrich seinem
Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, obgesiegt, und viele,
die bisher zu Rudolf gehalten hatten, hielten's an der
Zeit, sich wieder unter Heinrichs Banner einzufinden.
Andere, die Dank für geleistete Dienste begehrten, sahen
voraus, daß der König an die Stelle des geächteten
Rudolf einen neuen Herzog zu Schwaben ernennen
werde.

Doch die Erwartungen der stolzen und trotzig
Bewerber wurden getäuscht. Als nach dem Kirchgang
der König im Purpurmantel, die Krone Karls des
Großen auf dem Haupt, unter freiem Himmel den
Thron bestieg, um ihn die Fürsten gereiht, rings die
Ritter und das Volk in unzählbarer Menge, da rief
der Pfalzgraf am Rheine, der das Reichsschwert vor
dem König hertrug, den jungen Friedrich von Bären,

der sich jetzt eine Burg auf dem Hohenstaufen erbaut hatte und sich von da an nach diesem Berg nannte, vor den Thron, und mit laut schallender Stimme redete Heinrich ihn an: „Dich, Friedrich von Staufen, den ich treu fand allezeit und ohne Fehl in jeder Tugend, belehne ich mit dem Herzogtume von Schwaben für dich und deine Nachkommen auf ewige Zeiten.“

Von den Truchsessern und Marschalken wurde ihm darauf der Herzogsrock und Mantel angethan und der Fürstenhut aufs jugendliche Haupt gesetzt. Der König selbst umgürtete ihn mit dem Schwert zur Wahrung der Gerechtigkeit, zur Beschüzung der Witwen und Waisen und zur Bestrafung der Frevler. Dann hieß er ihn unter den Fürsten zur Seite des Thrones sich niedersehen. Trommeten und Hörner bliesen, und ein tausendstimmiges „Heil dem Herzog von Schwaben!“ tönte aus den Scharen der Ritterschaft und des Volkes.

Als die feierliche Belehnung vorüber war, führte der König den jungen Herzog in die Pfalzburg und in die Gemächer der Königin. Längst war Friedrich, der das Königspaar so treu geleitet hatte, vertraut im innersten Familienkreise. Darum konnte König Heinrich seiner kleinen Tochter Hand in die des Staufen legen

mit den Worten: „Ich bestimme dir, Herzog von Schwaben, meine Tochter Agnes hier zum ehelichen Gemahl.“

Lächelnd reichte das Mägdelein dem jungen Fürsten die kleine Hand dar, die er mit feierlichem Manneswort und Schwur in die seine schloß. Sein Auge begegnete dem feuchten Blick der edeln Königin, welche die Hände betend gefaltet hatte. „Haltet sie dereinst wert! Euer starker Arm sei ihr Schutz und Schirm, Euer Herz ihr treuer Hort!“ flüsterte sie mit heißem Mutterflehen.

„Ich will es, so wahr Gott mir helfe!“ klang es innigen Tones von ihm zurück. Aus seinem voll aufgeschlagenen blauen Auge sah Bertha ein edles Gemüt lauter und rein, tief und treu leuchten, und dankbare Mutterfreude erfüllte ihr Herz. Sie wußte das künftige Glück ihres Lieblings gesichert an der starken, treuen Hand des Staufer.

Es waren solch frühe Verlobungen nach der Sitte der Zeit. Auch König Heinrich war als Knabe mit Bertha verlobt worden und hatte in ihr den Engel seines Lebens gefunden. So lag auch ihm, der den Stürmen des eigenen Lebens trotzig entgegenstritt, früh daran, Sorge zu tragen, daß er seinem Liebling eine

sichere Stätte gründe für künftige Zeiten, in denen er ihr vielleicht nicht mehr zur Seite stand.

Mit den Eltern zog die kindliche Braut wieder von Regensburg hinweg; Friedrich ritt nach Schwaben zurück, um dort seinen Herzogsstuhl gegen die Feinde Heinrichs zu behaupten. Die alte Stammburg der Bären seinen Brüdern überlassend, ließ er Baumeister aus dem kunstsinigen Italien kommen, um den kaum begonnenen Bau auf dem herrlichen Berge, nach dem er sich nun nannte, zu vollenden, wie sie der Königstochter würdig war.

Zehn Jahre hernach durfte er die holde Braut von dem unterhöhlten Boden des väterlichen Thrones hinweg in sein stilles, schönes Schwabenland einführen. An seinem Herzen fand sie Ersatz für den Verlust der tief betraurten Mutter. Auf der hochragenden Herzogsburg Hohenstaufen ging ihr ein sonniger, goldstrahlender Tag auf; die Gewitterwolken, die den Morgen ihres Lebens umdüstert hatten, lagen hinter ihr. Zwei Söhne, Friedrich, später der Einäugige genannt, und Konrad, krönten ihr eheliches Glück. Kraft und Milde, Schönheit und Geist hatten die Eltern auf beide vererbt.

Doch nicht im Frieden konnte Friedrich sich in

den ersten Jahren seiner Gemahlin und seines Landes erfreuen; er hatte einen längeren Kampf mit den Feinden des Kaisers zu bestehen, besonders mit Berthold von Böhringen, der selbst gerne Herzog von Schwaben geworden wäre und ein Schwager Rudolfs von Schwaben, des kaiserlichen Gegenkönigs, war. Endlich waren die Feinde niedergeschlagen, und das Herzogspaar freute sich der ersehnten Ruhe auf der neu erbauten Hohenstaufenburg.

Raum zwei Stunden vom Hohenstaufen entfernt streckt sich das liebliche Remsthal hin. Heute noch wälderreich, war es damals von tiefem, unbewohntem Walde bewachsen. Dort stand, zwölf Jahre, nachdem Friedrich und sein Gemahl die Burg bezogen hatten, eine Köhlerhütte, die erst seit kurzem erbaut worden war. Der Köhler war mit seiner Tochter, einem jungen Mägdlein, das ihm den kleinen Haushalt besorgte, und einem stämmigen Knechte aus der Ferne gekommen. Niemand wußte, woher er sei, denn er pflog mit keinem seiner Nachbarn und Gewerbsgenossen Umgang. Nur von Zeit zu Zeit verließ der Knecht den Wald, um den Kohlenvorrat zu verkaufen und Lebensmittel dafür einzuhandeln. In seiner Begleitung pflegte auch die Maid

zuweilen des Sonntags die Kirche des nahe gelegenen Klosters Lorch zu besuchen, aber sie verließ dieselbe stets am Schlusse der Messe, ohne sich je in ein Gespräch mit andern Frauen und Mägdlein einzulassen, die doch sonst den Kirchgang gerne benutzten, um mit den entfernt wohnenden Nachbarn zu verkehren, Bekanntschaften zu schließen und Neuigkeiten auszutauschen.

Es war ein taufrischer Sommermorgen, an dem die Köhlermaid aus der Hütte trat, um dem bei seinem Meiler beschäftigten Vater das Frühstück zu bringen. Kaum ein paar Schritte von der Hütte entfernt, wandte sie sich um und verweilte mit zufriednem Blicke auf der kleinen Ansiedlung. Inmitten einer Waldlichtung war die Hütte frühe vom Strahle der Sonne besucht, während die dichte Waldmauer, die sie in weitem Ringe umgab, alle Winterstürme abhielt und im Sommer erquickenden Schatten bot. Ein Rasen von frischem Grün, auf dem die Sonne die ersten Frühlingsblumen hervorlockte, bot einer Ruh Nahrung. Weidend näherte sich diese der jungen Herrin, die ihr den gefleckten Hals streichelte; war sie doch die Haupternährerin der Familie.

Ein kleineres Stück Feld daneben, sorglich gegen die Tiere des Waldes eingezäunt, lieferte Brot und

Mehl; ein Gärtchen, das sich an die Hütte anlehnte, war mit Gemüse bepflanzt und schmückte die grüne Umgebung durch einen bunten Blumenflor.

Ein Seufzer drang aus des Mägdleins beklommenem Herzen, indes ihr Auge so zufrieden auf der stillen Behausung weilte. „Werden wir hier bleiben können im Frieden?“ sprach sie vor sich hin, — „oder kommt vielleicht unversehens ein Tag, an dem wir rastlos und heimatlos wieder in die Ferne ziehen müssen?“

Sie schritt weiter durch den Wald, der jetzt in Morgenfrische tausendfaches Leben atmete. Die Vögel jubelten ihren Morgenchor, die Laubkronen flüsterten im Zwiegespräch, und die Tannen hauchten ihren würzigen Atem aus. Unferne zog sich die klare Flut der Rems wie ein silbernes Band durch die Waldlandschaft hin. Im Gesträuche rief neckend der Kuckuck; auf den Bäumen raschelten munter die Eichhörnchen; wo eine kleine Waldlichtung war, weideten Rehe mit ihren Jungen.

Doch nicht lange vermochte die Maid, inmitten all dieser Sommerpracht, den düstern Gedanken nachzuhängen. Ihr Auge blickte heiter, wie der Sommermorgen selbst, als sie endlich den Kohlenmeiler erreicht

hatte, wo ihr Vater, den Schürhaken neben sich, auf einem umgestürzten Baumstamme saß. Sie stellte den Inhalt ihres Körbchens, eine schmachthafte Milchsuppe, auf einen Baumstumpf, der dem Köhler als Tisch diente, und lud den Vater zum Frühstück ein, das sie mit ihm theilte.

Der Köhler erwiderte ihren freundlichen Gruß nur mit stummem Kopfnicken. Auf seiner Stirne hatte der schöne Sommermorgen den finstern Ernst nicht zu mildern vermocht. Auch bot der Kohlenmeiler in der That einen düstern Anblick. Ernstblickende Föhren umgaben ihn, während die Stätte, die der Köhler ausgerodet hatte, öde Verwüstung zeigte. Unkraut wucherte hier um die modernden Wurzeln der umgehauenen Bäume; im Hintergrunde ragten die Ruinen eines römischen Kastells hervor, und es ertönte von dort der Ruf der Dohlen und das Gefrächze der Raben.

Nur einen Vorzug hatte der Ort vor den freundlicheren Stellen des Waldes. Es blickte über den Wald her der Gipfel des Hohenstaufen mit seiner stolzen Herzogsburg. Dorthin hatte der Köhler das Auge gewendet, als die Tochter herzukam. Gar oft hatte sie ihn schon so getroffen, die Arme über der Brust ver-

schlungen, die Mütze tief in die gefurchte Stirne gedrückt, den Blick, wie durch Zauber festgebannt, an der hohen Burg hängend.

Ohne ein Wort zu reden, nahmen sie indessen das Frühstück ein; die Eheleute des Köhlers hatten harte Arbeit und steter Aufenthalt in freier Luft geschärft. Indem die Tochter sodann das Frühstücksgeschirre wieder in das Körbchen packte, fragte sie den Vater, wann er wohl mit diesem Kohlenmeißel fertig sein werde.

„Heute noch,“ antwortete er kurz; „morgen bringt Runo die Kohlen zum Marktflecken.“

„Es ist mir lieb, daß ich dies weiß. Dann sammle ich heute Erdbeeren und begleite Runo morgen, so du es erlaubst, in den Marktflecken. Ich bekomme wohl einige Groschen für ein Körbchen voll Beeren, die für die Herzogsburg aufgekauft werden; von dem Erlös möchte ich einiges ins Haus kaufen.“

„Du darfst nicht mitgehen,“ fiel ihr der Köhler rauhen Tones ins Wort. „Oder bist du etwa der Einsamkeit müde und möchtest dich in der Welt umschauen?“

„Gewiß nicht, Vater, ich kann die Beeren auch Runo mitgeben,“ versetzte das Mägdlein und fuhr heiter

fort: „Du wirst dich wundern, Vater, wenn du wieder zur Hütte kommst, wie schön das Flachsbeet steht. Es wird nächstens zu blühen anfangen. Ich denke Linnen fürs Haus und daneben noch Abwerg zu Kleidern für uns beide zu gewinnen. Auch Waldgras habe ich schon ziemlich viel gesammelt, daß die Kuh für den Winter nicht zu darben braucht und aus Mangel an genügender Nahrung wieder die Milch versagt. Ebenso gedenke ich gegen den Herbst recht viele Bucheln zu sammeln; ich kenne die Orte, wo die schönsten Buchen stehen. Dann können wir, wenn wir stets Öl in der Lampe haben, den langen Winterabenden mit heiterem Mute entgegensehen.“

„Mit heiterem Mute?“ fragte der Köhler bitter; „thörichte Maid! was nützt es uns, wenn wir unsere Lage auch um etwas behaglicher zu machen suchen? Verbannt von der Welt, abgeschnitten von aller Hoffnung, von Thaten, Macht und Ehre, gezwungen, mit niedriger Handarbeit das nackte Leben zu fristen, dich in diesen finstern Wäldern aufwachsen zu sehen, dich einst zurücklassen zu müssen als schutzlose Waise — soll ich da mich an den ärmlichen Vorteilen erfreuen, die du bemüht bist, in unserer Lage aufzufinden?“

„Ich begehre kein anderes Glück, mein Vater, als mit dir zu leben,“ sprach das Mägdlein sanft. „Ach, laß uns nicht klagen um das Verlorene, sondern Gott danken, daß wir eine Heimat gefunden, die uns Sicherheit und alles, was zum Leben nötig ist, bietet! Schilt deine Arbeit, die uns Unterhalt schafft, nicht niedrig! Wir könnten hier glücklich sein, Vater, wenn du nur der Vergangenheit vergessen wolltest.“

„Vergessen?“ rief der Köhler düster aus. „Leicht wird deiner Jugend dies schwerwiegende Wort. Den jungen Schößling dort magst du ausgraben und an fremden Ort pflanzen: er wird Wurzel schlagen und heimisch werden. Aber versuche es, die Eiche auszureißen aus dem Boden und sie zu verpflanzen! Eine Hand, die bis zum vierzigsten Jahre das Ritterschwert geführt hat, befreundet sich nimmer mit Beil und Schürhaken. Ein Mann, der unter den Ersten des Landes stand, gewöhnt sich nicht an die Gesellschaft von Bauern. Und über all dem — kann ich vergessen, daß, wo ich gehe und stehe, es mag das Dach der Hütte mich decken oder der Himmel sich über mir wölben, — stets das Schwert des Henkers über mir schwebt?“

„Halt inne, mein Vater, das sind fürchterliche

Worte!" flehte die Tochter. „Warum mußtest du auch nach Schwaben zurückkehren, warum dich hier ansiedeln, so gefährlich nahe der Herzogsburg?"

„Fand ich's besser auf fremdem Boden?" fragte der Köhler zurück. „Und wo ich auch wandern möchte, im fernsten Lande, lastet nicht auf mir das Bewußtsein der Schuld? Brennt nicht die Erinnerung in mir quälender, als die Furcht vor dem Urtheil, dem ich verfallen bin? Nein, ich habe es versucht in fremder Dienstbarkeit, ich habe es versucht, als Flüchtling zu leben von unwillig gebotener Gabe — und ich hielt es nicht aus! — So arm, so elend hier mein Los ist, so will ich doch lieber fortan in dieser Niedrigkeit leben von meiner Hände Arbeit, wo ich keines Menschen Gnade bedarf, wo ich am Ende ruhen werde in heimischer Erde. Hier habe ich gehofft, meine Schuld zu sühnen, dem Herzog unerkannt zu dienen, für ihn zu sterben und so meinen Namen vom Verrate zu reinigen. Aber Gott hat meine Buße verworfen. Es ist Frieden geworden und kein Weg mehr da, für den Herzog unter die Waffen zu treten.“

Er versank wieder in düsteres Schweigen, während sein Blick mit glühendem Ausdruck an der fernem

Hohenstaufenburg hing. Die Tochter wagte sein Schweigen nicht zu stören und versuchte nur schüchtern seine Hand zu fassen, die sie mit zarter Innigkeit an die Lippen drückte.

Sanfter fuhr der Köhler nach einer Pause fort: „Glückliche Tage habe ich droben verlebt, und ich kann es nicht lassen, in meiner Verbannung dort hinaufzuschauen zu meiner eigenen Qual. Und immer — immer flüstert noch eine thörichte Hoffnung mir zu, daß ich einen Anlaß finden werde, dem Herzog, den ich liebte, selbst da noch, da mein Stolz an ihm zum Verräther ward, mein geächtetes Leben zu opfern. — Nein, Blanka, folge daraus, was auch wolle, ich kann Schwaben nicht wieder verlassen, will in der Fremde nicht sterben! Doch beruhige dich, ich bin hier so sicher als irgendwo! Wer kommt in diese Waldwildnis? Wer wird des Herzogs Günstling und ritterlichen Dienstmann in diesem beruhten Gesichte erkennen?“

Mit diesen Worten stand der Köhler auf und beschäftigte sich mit dem brennenden Meiler. Blanka entnahm aus seiner Miene, daß er allein sein wolle. Sie fragte nach dem Orte, wo der Knecht beschäftigt war, um auch ihm seinen Anteil an dem Frühstück

zu bringen, und entfernte sich dann schweren Herzens, nachdem sie noch Brot und Milch zum Mittagsmahle des Vaters an einem schattigen Plätzchen bereitgestellt hatte.

Sie erinnerte sich der heimathlichen Burg und des hohen Ansehens, in dem einst ihr Vater gestanden hatte. Noch lebhaft stand es in ihrem Gedächtnis, wie er die meiste Zeit bei dem Herzoge zubrachte. Eines Tages kam er zürnend und erbittert von dort zurück, weil er sich vom Herzoge zurückgesetzt und gekränkt glaubte. Er wurde von da an finsterner; seine reizbare Heftigkeit machte seine Dienstkleute zittern, und endlich, weil sein beleidigter Stolz dem Herzoge grollte, setzte er sich mit den Feinden desselben in Verbindung; geheime Boten gingen hin und her; dies wurde dem Herzoge verraten, der den ungetreuen Vasallen vor sein Gericht rief, und, da derselbe nicht erschien, mit den Waffen wider ihn zog.

Lebhaft stand der schreckliche Tag vor ihrer Seele, da ihr Vater mit ihr und mit wenigen vertrauten Dienern aus der Burg floh, nachdem er nur einige Kleinodien und eine Summe baren Geldes von seinem Besitztum gerettet hatte; wie sie zu nächtlicher Stunde das Land in eiliger Flucht durchzogen, um sich an den

Hof des Herzogs von Böhmen zu retten, der im Kampfe wider den Hohenstaufen lag, und von dem sich ihr Vater ehrenvolle Aufnahme versprach. Noch deutlich erinnerte sie sich aber auch, wie kalt sie dort empfangen worden waren. Ihr Vater war als machtloser Flüchtling den Feinden seines Herzogs, die ihm früher geschmeichelt hatten, nun ein lästiger Gast; sie wollten ihm, der seinen angeborenen Fürsten verraten hatte, kein Vertrauen schenken, und so wurde der Aufenthalt daselbst dem stolzen Gemüthe ihres Vaters täglich mehr zur Folter, bis er endlich den fremden Hof mit ihr verließ, um, begleitet von einem einzigen treuen Knechte, verkleidet nach Schwaben zurückzukehren.

Kuno, der Knecht, war der Sohn der Amme des Ritters und als solcher ihm unwandelbar ergeben. Er hatte den Aufbau der Hütte und den Ankauf der wenigen Geräte besorgt. Unter seiner Anleitung hatte der Ritter die nötigsten Handgriffe des Röhlergewerbes erlernt, das einst von Kunos Vater betrieben worden war; er hatte auch das Stückchen Land umgebrochen, das Blanka mit seiner Hilfe bebauen lernte. Zwei Jahre lebten sie nun unangefochten an diesem Zufluchtsort, von den Umwohnern für eine Röhlerfamilie ge-

halten, die besseren Verdienstes wegen ihren Wohnort gewechselt habe. Blanka fühlte sich glücklich in dem stillen Frieden der neuen Heimat und in dem Bewußtsein, daß sie die Verbannung ihres Vaters teilen und sich bemühen durfte, seine Lage zu erheitern. Geduldig ertrug sie manche Unfreundlichkeit, deren er in seiner trüben Stimmung auch gegen die Tochter sich nicht erwehren konnte.

Drohende Artschläge, deren Laut Blankas Ohr jetzt traf, gaben ihr genauer die Richtung an, in der sie den Knecht zu suchen hatte. Er war mit dem Fällen von Baumstämmen beschäftigt. Mit freundlichem Kopfnicken empfing der treue Mann die Tochter seines Herrn, und während er unter Lobsprüchen die Suppe verzehrte, die sie ihm gebracht hatte, gelang es ihm, auch bei ihr eine gesprächigere Stimmung zurückzurufen. Mit ihm konnte Blanka all die kleinen Pläne zur Aufbesserung ihres Hauswesens besprechen, die ihren Vater so wenig kümmerten. Er wußte stets Rat.

Beifällig nickte er, als sie davon sprach, sie wolle Erdbeeren sammeln, die er mit den Kohlen verkaufen solle, und wußte ihr unweit einen Platz zu zeigen, wo er deren eine reichliche Menge gesehen hatte. Als Blanka

ihm sagte, daß sie aus dem kleinen Erlös ihren Vater gerne erfreuen möchte, sprach er schnell besonnen: „Ich weiß schon — giebt's das Körbchen da voll, so schlage ich's nicht unter drei Groschen los, sie sind sehr gesucht für den Herzogshof, wo viele Frauen weilen. Dafür bekomme ich dann in der Herberge einen Krug Weines. Und wahr ist's: so gut eine Milchsuppe für unsereinen oder für ein zartes Mägdlein taugen mag, so frommt sie doch einem Ritter nicht wohl.“

„Thue das, Runo! Ja, der Wein wird dem Vater munden, wenn er's schon nicht gesteht,“ rief Blanka auf-
geheitert aus und verließ mit herzlichem Gruße den treuen Mann, dessen Dienste ihrem Vater so unentbehrlich geworden waren, und der doch sich darum nicht überhob, sondern es für die natürlichste Pflicht ansah, das Los seines Herrn im Unglück zu teilen; war er ja doch einst durch ihn aus Armut und Niedrigkeit emporgehoben worden.

Runo blickte der Hinwegeilenden, seinem Liebling, mit lebhafter Theilnahme nach. „Da hüpfst sie davon, fröhlich, wie ein Vögelein, und hat so wenig eine Heimat wie dieses,“ murmelte er, indem er die Art aufnahm und seine Arbeit wieder begann. „Sie sollte

im Herzogsschlosse prangen unter andern ihresgleichen, und schaut nur die Rehe des Waldes. Wenn ich das Kind ansehe, dann muß ich mich zusammennehmen, dem Ritter nicht zu grollen. Und wie geduldig sie seine finstere Laune erträgt!"

Um die düstern Gedanken zu vertreiben, stimmte er zum Takte der Artzschläge etliche Strophen aus jenem alten Kriegskiede an, das unter dem Namen des „Ludwiglieds“ den Sieg Ludwigs III., Königs von Austrasien und Neustrien, über die Normannen (im Jahre 881) verherrlicht, und das, wie in unsern Zeiten das Prinz Eugen-Lied, durch Gesang von Mund zu Mund sich forterbte.

Blanka, indessen rüstig dem von Runo bezeichneten Orte zugehend, hörte ihn die muntere Weise singen. „Könnten wir doch Runo etwas vergelten!“ dachte sie. „Er hilft uns ohne Lohn, ohne Aussicht auf eigenen Herd. Sicherlich drückt dies auch den Vater, wenn er schon kein Wort darüber sagt.“

Eine reiche Fülle herrlich duftender Erdbeeren, die in ihrem schimmernden Rot aus dem grünen Moosgrunde hervorblickten, fesselte jetzt ihren Blick, und mit steigendem Vergnügen pflückte sie Beere um Beere in

ihr niedliches Körbchen. Als sie es in wenigen Stunden gefüllt hatte, setzte sie sich unter den Tannen nieder, um ihr einfaches Mittagßbrot zu verzehren.

II.

Das Obdach im Walde.

Der Tag war vorgerückt, heiß brannte die Sonne; um so angenehmer machte der Schatten der Wälder sich fühlbar. Der Vogelsang war gegen Mittag verstummt, dagegen erklangen aus der Ferne Walbhörner. Blanka hörte sie, ohne sich dadurch stören zu lassen. Es geschah häufig, daß Dienstleute des Hofes zu Hohenstaufen, junge Ritter und Knappen, hier im Walde jagten; aber selten verirrten sie sich soweit herauf im Thale, und, wenn es geschah, so waren sie zu sehr im Eifer der Jagd begriffen, um auf den Köhler zu achten, dem sie etwa begegnen mochten, oder gar in ihm den Ritter zu erkennen, den man im Dienste des Zähringers glaubte.

Indem Blanka noch der Ruhe im Schatten genoß

und sich beim Anblick des Körbchens der Überraschung freute, die sie ihrem Vater zugedacht hatte, schreckte sie ein heftiger Donner Schlag auf. Rasch schlug sie die Augen empor und nahm jetzt erst wahr, daß ein starkes Gewitter im Anzuge stand. Sie erhob sich daher eilig, die Hütte noch zu erreichen, von der sie nicht zu weit mehr entfernt sein konnte.

Während sie nun mit besflügelten Schritten auf dem kleinen Waldpfade hineilte, vernahm sie Hufschläge hinter sich, und indem sie umblickte, sah sie einen Ritter im Jagdgewand mit einer Frau heranreiten. Schüchtern geworden durch die Einsamkeit und das Drückende ihrer Lage wollte sie ihnen enteilen, doch der Ritter rief ihr zu und bat sie um Auskunft. Mit klopfendem Herzen stand sie stille, während er sie fragte: „Sag an, Maid, ist keine Hütte in der Nähe, worin wir Obdach finden könnten?“

Unschlüssig zögerte Blanka, denn sie schente sich, die Fremden in ihre Hütte zu führen, wo sie mit ihrem bald heimkehrenden Vater zusammentreffen konnten. In diesem Augenblick aber rollte ein heftiger Donner Schlag über ihren Häuptern hin, und ein flammender Blitzstrahl fuhr neben ihnen zur Erde. Die Edelfrau

stieß einen Schrei des Schreckens aus, ihr Zelter schaute, fing an, sich wild zu bäumen, und würde die Reiterin abgeworfen haben, wenn nicht der Ritter mit rascher Hand den Zügel ergriffen und das erschreckte Tier gehändigt hätte.

Währenddessen hatte Blanka den Blick zu der Reiterin erhoben, und ein Antlitz, engelgleich an Schönheit und Milde, blickte ihr aus einer Fülle goldener Locken entgegen, die, vom leichten Barett gehalten, auf das blaue Reitkleid niederfielen. Blanka fühlte sich von Teilnahme erfaßt; sie konnte die schöne, holdselige Frau nicht dem Schrecken des Gewitters überlassen, und schnell entschlossen sprach sie: „Es ist eine Köhlerhütte in der Nähe, wenn Euer Gnaden so geringes Obdach nicht verschmäht.“

Der Ritter bedeutete sie mit rascher Handbewegung, ihnen den Weg zu weisen; er selbst stieg vom Rosse, um den Zelter der Frau sicherer zu leiten, während sein Tier, dem er den Zügel auf den Rücken gelegt hatte, ihm auf dem Fuße nachfolgte. Schon fielen die ersten schweren Regentropfen auf sie nieder; nur noch eine kleine Strecke war zurückzulegen. Eben als der Regen anfang, sich mit Hefigkeit zu entladen, hatten sie die Hütte erreicht.

In Eile hob der Ritter die Edelfrau vom Zelter und führte sie in die Hütte, indem er der Maid bedeutete, die Kasse unter ein Obdach zu stellen. Blanka öffnete den Schuppen, der sonst das Heu für den Winter barg, für jetzt aber nur zum kleineren Theile gefüllt war, und ohne Widerstand ließen sich die vom Gewitter bedrängten Kasse dahin bringen. Dann trat Blanka in das Stübchen, wo sich die Edelfrau erschöpft in den Lehnstuhl des Köhlers gesetzt hatte, während der Ritter angelegentlich um sie besorgt war. Der Donner rollte furchtbar, und die Blitze durchzuckten den Wald mit blauen Flammen. Um so angenehmer war das Obdach der kleinen Hütte, durch deren Fenster erquickende Gewitterkühle eindrang. Auch die vom raschen Ritt ermüdete Fremde empfand dies; es rötete sich ihre bleiche Wange, und in das blaue Auge, das ebenso herzwinnende Güte wie Hoheit strahlte, lehrte frisches Leben zurück.

„Ich war erschöpft vom weiten Ritt und erschreckt vom Gewitter. Aber nun ist's vorüber; auch ist hier ein anmutender Aufenthalt, wo sich's wohl ruhen läßt,“ sprach sie lächelnd zu dem Ritter.

„Ja, 's ist eine niedliche Wohnung für eine Köhler-

hütte," äußerte auch er, sich umblickend. In der That bot die Einrichtung, so einfach sie im ganzen war, doch einige Bequemlichkeiten, die nicht allenthalben bei armen Leuten zu treffen waren; dabei herrschte eine gewisse Zierlichkeit in der Anordnung, die neben der blinkenden Reinlichkeit dem Auge angenehm auffiel.

Während der Ritter nun einen Augenblick hinwegging, um nach den Rossen zu schauen, beeilte sich Blanka, Erfrischungen aufzutragen, deren die Fremden nach den Anstrengungen der Jagd bedürftig sein konnten. Sie bedeckte den Tisch mit einem reinen Tuche und trug frische Milch, eine goldklare Honigwabe, süße Butter und frisches Hausbrot auf. Dies bot sie den Gästen mit Bescheidenheit, aber ohne linksche Schüchternheit an.

Die Edelfrau lächelte ihr zu, indem sie einen Becher mit schäumender Milch annahm. „Deine Milch ist köstlich; ich danke dir, mein Kind; nie hat mich eine Labung mehr erquickt," sprach sie, als sie den Becher zurückgab. Dem Ritter mundete eine Honigschnitte mit Brot zu den frischen Erdbeeren, die Blanka dem übrigen beigefügt hatte.

Noch immer strömte der Regen, und die Fremden konnten die Hütte nicht sogleich wieder verlassen. Der

Edelfrau war jedoch die Ruhe erwünscht. Neu belebt schaute sie sich um und fand die Hütte inmitten der Waldlandschaft lieblich, doch sehr einsam. Mit Teilnahme erkundigte sie sich nach dem Leben und Treiben der vereinsamten Bewohnerin.

Blanka beantwortete ihre Fragen in bescheiden verständiger Weise, und mit sichtbarem Wohlgefallen ließ die Edelfrau den Blick auf ihr ruhen. Auch der Ritter war aufmerksam auf sie geworden. „Hast du immer im Walde gelebt?“ fragte er endlich, da die Anmut ihrer Erscheinung ihm auffiel.

Blanka erbleichte und antwortete ausweichend. Die Edelfrau enthob sie jedoch der Verlegenheit, indem sie, mit warmer Teilnahme ihre Wangen streichelnd, äußerte: „Sedenfalls mußte es dir schwer werden, dich hier einzugewöhnen, armes Kind. Es ist in deiner Jugend hart, der Mutter, Schwestern und Gespielinnen zu entbehren und einsam wie eine Klausnerin zu leben.“

„Ich wünsche es nicht anders; wer sollte den Vater pflegen, wenn ich nicht hier wäre?“ antwortete Blanka. Trotz der Verlegenheit, in welche sie durch die Frage der Edelfrau gebracht war, fühlte sie sich durch ihre freundliche Teilnahme angenehm im Herzen berührt.

Wie oft schon hatte sie es schmerzlich empfunden, wie viel sie an der Mutter entbehrte, die ihr frühe gestorben war! Eine mütterliche Freundin hatte ihr weder der Vater noch der treue Kuno ersetzen können.

„Wie heißest du, mein Kind?“ fragte nun die Edelfrau, ihre blonden Zöpfe mit ihrer weißen Hand streichelnd.

„Blanka,“ antwortete das Mädchen.

„Ein wohlklingender Name,“ versetzte die Edelfrau.

„Ungewöhnlich in deinem Stande,“ fügte der Ritter hinzu, und Blanka errötete aufs neue. Indessen war es Abend geworden, und der Regen hatte sich verzogen. Blau blickte der Himmel wieder über den Wald hin, der in frischem, regenschwerem Grün funkelte.

„Wir müssen aufbrechen, Agnes, sonst überfällt uns die Nacht,“ äußerte der Ritter, der ans Fenster getreten war.

„Ich bin bereit, so wohl sich's auch hier ruhte,“ antwortete die schöne Frau. Während sie das Barett, an welchem ein Schleier befestigt war, aufs Haupt setzte, öffnete sich die Thüre und der Köhler trat ein, der von der Anwesenheit der Gäste keine Ahnung hatte. Er war beim Anblick derselben überrascht, und

Blanka sah ihn erbleichen. Auch der Ritter war betroffen und warf einen durchdringenden Blick auf ihn. „Du bist der Köhler?“ fragte er nach einer Pause.

„Es beliebt Gott so, ja, gestrenger Herr!“ antwortete der Köhler, nachdem er sich mit schneller Geistesgegenwart gefaßt hatte.

„Ein armseliges Handwerk. Solltest du es immer getrieben haben?“ forschte der Ritter weiter.

„Es nährt mich, Herr, ich bin zufrieden,“ sprach der Köhler.

Noch einmal betrachtete der Ritter ihn und die Maid nachdenklich und fragte dann, kurz abbrechend: „Welche Richtung führt zunächst ins Kloster Lorch? geht ein Weg dahin?“

„Es führt ein schmaler Pfad dem Laufe der Rems entlang, der nur einige Krümmungen abschneidet,“ antwortete der Köhler; „darf ich Euch als Wegweiser dienen, gestrenger Herr?“

„Es ist nicht nötig, ich werde den Weg nun selbst finden,“ versetzte der Ritter, indem er mit seiner Begleiterin aus der Hütte trat, diese auf den Zelter hob und sich auf sein Roß schwang.

Die Edelfrau bückte sich noch einmal nieder, küßte

Blanka auf die Stirne und sprach freundlich: „Ich habe nichts hier, um deine Gastlichkeit zu lohnen, gutes Kind, doch sollst du noch weiter von mir hören!“ — Zurückhaltender grüßte der Ritter, indem er leicht mit der Hand winkte. Einige Augenblicke später verschwanden beide Gestalten im Dunkel des Waldes.

Wie ein Traumbild blickte Blanka ihnen nach, und tiefe Wehmut über das Verschwinden der holdseligen Frau erwachte in ihrem jungen Herzen, das noch so wenig Liebe von andern empfangen hatte. Langsam kehrte sie in die Hütte zurück, hier aber rief der Anblick ihres Vaters, der mit verschränkten Armen schwer atmend an der Wand lehnte, andere Empfindungen wach.

„Mein Gott, Vater, was ist dir?“ rief sie angstvoll aus.

Erst ihr Anblick, ihre Frage, riefen ihn zum vollen Bewußtsein zurück. „Spüte dich, Blanka; raffe alles zusammen, wir müssen fort von hier!“ sprach er.

„Hinweg von hier? weshalb? wer waren diese Fremden?“ fragte das Mägdelein hocherschrocken.

„Der Herzog war's und seine Gemahlin — er hat mich auf den ersten Blick erkannt.“

„Der Herzog? — Ach, sollte er unversöhnlich sein? Er sah nicht ungütig aus,“ meinte Blanka.

„Er ist so streng, als er milde ist,“ versetzte der Köhler dumpfen Tones; „und wäre er noch milder als er ist, so könnte er mir doch niemals vergeben; denn er hat mich geliebt, und ich habe sein Vertrauen mißbraucht! Thor, der ich war, auf heimatlichem Boden mein Leben beschließen zu wollen; der ich hoffte, meine Schuld noch sühnen zu können! Ein Verbannter hat keine Heimat, und nicht in heimischer Erde dürfen seine Gebeine ruhen.“

„Gott erbarme es! Wie wird es uns in der Fremde nun gehen?“ klagte Blanka, die sich der Thränen nicht erwehren konnte; „wo werden wir solch ein trauliches Plätzchen wieder finden? Hütte, Gärtchen, Ruh, — soll alles zurückbleiben?“

„Alles,“ versetzte der Köhler mit Härte; „es gilt mein Leben. Doch werde ich dich nicht nötigen, mir auf der neuen Flucht zu folgen. Die Herzogin schien Gefallen an dir zu finden. Auch der Herzog ist zu großmütig, als daß er an der Tochter die Schuld des Vaters rächte. Du kannst hier bleiben und deine Zuflucht auf dem Hohenstaufen nehmen, wo dich die

Herzogin nicht abweisen wird. Ich mißbillige es nicht; ich rate es dir sogar."

"Nicht weiter, mein Vater!" bat die Tochter, seine Kniee umschlingend; „ich bin bereit, dir zu folgen, wohin du nur gehst. Du sollst nie wieder eine Klage von mir hören."

"Du bist thöricht," erwiderte der Köhler sanfteren Tones; „du kannst dein Glück finden durch die Huld der Herzogin. Anstatt mit niederer Arbeit dich zu beschäftigen, mit Entbehrungen und Sorgen zu kämpfen, wirst du am herzoglichen Hofe leben und vielleicht, von der Herzogin ausgestattet, einer glänzenden Zukunft entgegensehen. Soll ich dagegen dich mit mir ins Unglück ziehen?"

"Könnte ich glücklich sein," rief Blanka flehentlich bittend aus, „wenn ich dich, mein Vater, in der Verbannung wüßte? wenn ich in Glanz und Überfluß lebte und du in Not und Elend, ohne eine Hand, die dich pflegte, ohne ein Herz, das deine Not theilte, als das des treuen Knechtes, der meinen unfürdlichen Sinn durch seine Treue beschämte?"

"Nun denn, so rißte die notwendigsten Dinge in ein Bündel! Ich gehe, um Runo zu rufen, auch meine

Waffen und was noch an Kleinodien übrig ist, die ich in der Ruine versteckt habe, herbeizuholen. In weniger als einer Stunde bin ich wieder hier, und ehe der Tag anbricht, müssen wir weit vom Ufer der Rems entfernt sein.“ Mit diesen Worten eilte der Köhler hinweg.

III.

Die Ruine.

Traurig blickte Blanka dem Vater nach, doch sie durfte jetzt nicht dem Schmerze sich hingeben. Unter still rinnenden Thränen packte sie zwei kleine Bündel mit dem Nötigsten zusammen, trat in den Stall, wo die Kuh sich längst eingefunden hatte, und streichelte liebevoll das anhängliche Haustier, das ihr den Hals darbot, um sich an die Krippe anbinden zu lassen, wie Blanka sonst abends zu thun pflegte. Diese aber knüpfte statt dessen den Strick los, damit, wenn der Morgen komme, die Kuh selbst ihre Freiheit suche.

Von dort trat sie in das kleine Gärtchen, ihre Augenweide, um sich zum Abschied einen Strauß der

ihr so lieben Blumen zu brechen, die jetzt in der Nachtlust ihre stärksten Düfte entsandten. Dann kehrte sie noch einmal zurück in das trauliche Stübchen, den friedlichen Zufluchtsort zweier nicht unglücklicher Jahre, und schmerzlich betrübt kniete sie vor dem Kreuzifix in der Ecke nieder, um all ihre Abschiedswehmut, ihre Sorgen in heißem Gebete auszuströmen.

Ihr Herz wurde leichter während desselben. Zwar hatte sie wenig Unterricht in den Glaubenslehren der christlichen Religion erhalten, doch kannte sie die Hauptwahrheiten derselben und hielt mit kindlichem Herzen daran fest. Auch jetzt empfand sie, daß sie nicht allein und verlassen in die weite, fremde Welt hinauswandern müsse, daß vielmehr eine erbarmende, fürsorgende Hand über ihr walten werde, wohin sie sich auch verirren würde.

Gestärkt in ihrem Innern durch diese Zuversicht erhob sie sich von den Knien, um sich niederzusetzen und ruhig ihres Vaters Rückkunft zu erwarten. Sie hatte das Fenster geöffnet und atmete noch einmal die würzige Waldluft ein, die durch dasselbe einzog. Sie lauschte noch einmal auf das Flüstern der Baumkronen, auf das Plätschern der unfernen Rems und das Rieseln der Quelle, die über den Rasengrund zum Flusse eilte.

Stunde um Stunde ging vorüber, während sie, zum Ausbruch gerüstet, hangen Herzens wartete. Ihr Vater kehrte nicht zurück. Längst war Mitternacht vorüber, noch immer rauschten die Bäume, es rieselten und plätscherten Quelle und Fluß — aber kein menschlicher Schritt oder Laut ward hörbar. Diese Ruhe wurde der Harrenden unheimlich, ihre Bangigkeit nahm mit jedem Augenblicke zu.

Endlich erwachten die ersten Säger des Waldes, im Osten dämmerte der Morgen. Länger hielt sie es nun nicht mehr aus; mit bebendem Schritte verließ sie die Hütte, um ihren Vater und Kuno aufzusuchen.

Noch war es im Walde dunkel, als sie den Ort erreicht hatte, wo sie am Abend zuvor Kuno verlassen hatte. Da lag noch seine Art, die er sonst nie von der Hand ließ — aber er selbst? Mit bange klopfendem Herzen schlug sie den Weg nach dem Kohlenmeiler des Vaters ein. Auch hier war niemand zu sehen, aber ein Stöhnen antwortete ihrem lauten, jammernden Rufe. Es kam aus der römischen Ruine. Immer hatte Blanka ein ahnungsvolles Grauen vor dem unheimlichen, von Nachtvögeln umkreisten Gemäuer empfunden. Jetzt überwand sie dasselbe und drang kühn

durch den halbverschütteten Eingang. Aber erst, als nach einigen Minuten ihre Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, erblickte sie ihren Vater, der blutend unter einem Haufen von Gestein lag.

Im Schrecken über diesen Anblick wollten ihr die Kräfte versagen. Doch es galt jetzt, nicht müßig zu jammern, und jeden Ausbruch der Klage unterdrückend, schickte sie sich an, ihm Hilfe zu leisten. Behutsam räumte sie die Steine hinweg, unter denen er zum Teil vergraben lag. Erweicht vom Gewitterregen hatten sie nachgegeben und waren gewichen, als sein schwerer Fuß die Mauer bestieg, in welcher er sein letztes Eigentum verborgen hatte. Die Mauerstücke hatten ihn im Sturze mehrfach verwundet und ihm jede Bewegung unmöglich gemacht.

Mit zitternden Händen, aber mit Umsicht und Geschick vollbrachte sie das Werk, und da währenddessen die aufgehende Sonne einen hellen Schein auch in die Ruine warf, gelang es ihr vorläufig, die Wunden zu verbinden. Der Verunglückte meinte nun mit ihrer Hilfe den Platz verlassen und sich in die Hütte schleppen zu können. Doch so sehr Blanka ihre schwachen Kräfte anstrengte, um ihn zu stützen, und so standhaft der

Köhler selbst den Schmerz zurückdrängte, so fand er es doch unmöglich, aufzutreten, da er den Fuß ernstlich beschädigt hatte.

„Wo ist Kuno?“ fragte Blanka, indem ihr jetzt erst die Abwesenheit des treuen Knechtes auffiel; „er kann dich zur Hütte tragen.“

„Kuno ist fort, ich weiß nicht wohin; ich fand ihn nicht im Walde — es ist aus mit mir — verlaß auch du mich — laß mich hier umkommen —“ stöhnte der Verwundete und schloß die Augen. Der Schmerz bei dem vergeblichen Versuche hatte ihn ohnmächtig gemacht. Blanka rang die Hände. Was vermochte sie, wenn auch Kuno verschwunden war, für den Kranken zu thun? Sie konnte es nicht wagen, einen Fremden zu seiner Hilfe herbeizurufen, denn ihres Vaters Aufenthalt durfte jetzt weniger als je verraten werden. Im Gefühle ihrer Unmacht sank sie auf die Kniee und blickte schmerzvoll zum Himmel. Sollte Gott sie gänzlich verlassen haben? Endlich raffte sie sich auf. So ungerne sie den Leidenden verließ, eilte sie doch flüchtigen Schrittes nach der Hütte, um dort zu holen, was ihm zur Erquickung und Erleichterung gereichen konnte. Immer noch hoffte sie, Kuno dort zu finden,

den irgend ein Geschäft indessen im Walde zurückgehalten haben konnte.

Schon erblickte sie durch die Zweige die freundliche Dichtung mit der Hütte, dem Gärtchen, der weiden Ruh, als sie Hufschläge aus der Ferne vernahm. Sie stand daher stille und zog sich wieder in das Dunkel des Waldes zurück, von wo aus ihr ein Blick auf die Hütte und deren Umgebung frei blieb.

Einige Reiter trabten raschen Laufes auf den Platz, stiegen von den Pferden und traten in die Hütte. Blankas Herz wollte zerspringen in banger Erwartung. Waren es die Reifigen des Herzogs, die kamen, ihren Vater gefangen fortzuführen?

Sie wagte nicht sich zu bewegen, aus Furcht, ihre Anwesenheit zu verraten; ihre Augen waren unverwandt auf die Hütte gerichtet. Der Boden brannte ihr unter den Füßen; sie wußte den Vater hilflos leidend, sehnsuchtsvoll ihrer harrend, und doch durfte sie den Ort nicht verlassen!

Endlich, nach qualvoll langer Frist von einer halben Stunde sah sie die Reiter das Haus verlassen und sich im Walde zerstreuen. Atemlos eilte jetzt Blanka in die Hütte, um das Nötige zu holen. Sie

konnte aus der Unordnung, die sie hier traf, entnehmen, daß dieselbe eifrig durchsucht worden war, und mit bebender Eile, jeden Augenblick die Zurückkunft der Reiter erwartend, raffte sie Bettstücke und ein Körbchen mit Lebensmitteln zusammen und eilte damit in den Wald zurück. Die Angst besflügelte ihre Schritte, und behende, obwohl die Last ihre Kräfte beinahe überstieg, kehrte sie zu der Ruine zurück.

Der Verwundete hatte sich aus seiner Ohnmacht erholt und schmerzlich auf ihre Rückkehr gewartet. Sie machte ihm nun ein Lager zurecht, auf dem die wunden Glieder sanft ruhten, und reichte ihm etwas Milch, da er starken Durst empfand. Dann erst theilte sie ihm mit, was sie gesehen hatte. Er nahm es ruhiger auf, als sie erwartet hatte.

„Es ist nun doch gut, daß ich dich nicht nach der Hütte zu bringen vermochte,“ äußerte Blanka. „Hier kannst du eher unentdeckt bleiben, bis du genesen bist und wir flüchten können.“ Aber kopfschüttelnd antwortete der Verwundete: „Mein Schicksal ist erfüllt — ich soll sterben auf heimatlichem Boden! das habe ich ja immer begehrt. Die Knechte mögen mich finden, ich fühle, daß sie mir wenig mehr anhaben können!“

Blanka war tief betrübt über diese Worte. Wie gerne hätte sie jetzt Heimat und alles verlassen, um mit ihrem Vater in die Ferne zu ziehen, wenn er es nur in'stande gewesen wäre! Je gleichgültiger der Leidende selbst über seine Sicherheit zu sein schien, desto ängstlicher war sie jetzt für dieselbe bemüht.

Und Runo! er, dessen man jetzt am nötigsten bedurfte, ließ sich nicht blicken. Der Verwundete meinte, der Knecht möge den Herzog auf der Jagd gesehen und sich aus Furcht vor Verfolgung geflüchtet haben — oder er sei des mühevollen Dienstes ohne Lohn satt gewesen und habe die Gelegenheit wahrgenommen, sich zu entfernen und vielleicht anderswo eine lohnendere Stellung zu gewinnen. — Blanka konnte beides nicht glauben; ja es that ihr wehe, daß ihr Vater den Mann, der sich bisher so treu bewiesen hatte, einer solchen That für fähig halten konnte. Doch wie sollte der Ritter, der selbst seinen Herrn verraten hatte, von dem geringen Manne größere Treue erwarten?

Zwei, drei Tage gingen hin. Immer noch lag der Kranke in den Ruinen. Blankas großer Trost war noch die Milde der Witterung. Vor dem Eingang der Ruine hatte sie des Vaters Mantel ausge-

spannt als Schutz gegen die Nachtkühle. Obdach gab das alte Gemäuer, das hier eine Wölbung bildete. Als treue Krankenpflegerin suchte die hilflose Maid jedem Winke des Kranken zuvorzukommen, indem sie bald sein Lager zurechtmachte, bald frische Umschläge auf die entzündeten Stellen legte, bald ihm einen kühlen Trank aus Waldbeeren und Honig bereitete, um seinen Fieberturst zu stillen.

Immer noch durchstreiften indessen Reiter den Wald, und nur heimlich wagte sie sich morgens und abends zur Hütte, um der Ruh Nahrung aufzustecken, sie zu melken und Brod zu holen. Des Kranken Zustand hatte sich um nichts gebessert. Peinigende Träume, wenn er die Augen schloß, und ein stets gesteigerter Durst verrieten das zunehmende Fieber. Dabei hatte sich sein ganzes Wesen verändert. Früher rauh und heftig, selbst gegen seine Tochter, zeigte er sich jetzt in sich gekehrt, stille und sanft. Obwohl Blanka unter seiner früheren Härte oft gelitten hatte, so fühlte sie sich doch durch diese Veränderung jetzt mehr beängstigt als erfreut.

„Blanka,“ äußerte sich eines Tages der Kranke, als er ihre zärtliche Sorgfalt eine Zeit lang still be-

obachtet hatte, „ich war ein harter Vater, da ich dich dem Unglücke, der Verbannung und allen Mühsalen der Flucht aufs neue aussetzen wollte. Nun ich dich verlassen muß, preiße ich Gott für den Zufall, der die Herzogin in unsere Hütte geführt hat; sie wird sich deiner annehmen, wenn ich tot bin.“

Schluchzend hat Blanka den Vater, nicht weiter fortzufahren, doch nur ungerne schien er abzubrechen. Am andern Tage nahm er das Gespräch wieder auf: „Warum klagst du um meinen Tod, Blanka? Nur die Hefe des Lebens ist mir noch übrig. Ich war einst ein glücklicher Knabe als Friedrichs Gespieler, ein angesehener Mann als sein Vasalle, sein Freund, bis Ehr- und Herrschsucht mich verblendeten. Ich habe ihn geliebt, selbst da ich von ihm abfiel, und noch vor wenigen Tagen, als ich ihn sah, bewegte sein Anblick mein Herz mit Gewalt. Blanka, wenn ich tot bin und du nach dem Hohenstaufen gegangen sein wirst, um dich dem Schutze der Herzogin zu übergeben, wie ich es wünsche, so sage dem Herzog, daß ich Jahre hindurch meinen Verrat bereut, daß ich sterbend nicht meine Armut, nicht meine Verbannung, sondern den Verlust seiner Freundschaft und Liebe schwer empfunden,

daß ich gehofft habe, noch mit meinem Blute zu sühnen, was ich Verblendeter wider ihn verbrochen habe!"

Unter strömenden Thränen versprach Blanka Gehorsam, und nach kurzer Pause fuhr der Leidende fort: „Du bist ein gutes Kind, Blanka; du hast viel mit mir gelitten. Zürne dem Andenken deines Vaters nicht, wenn ich auch oft rauh gegen dich war! Es war die Last meines Unglücks, die mich unempfindlich gegen deine kindliche Liebe erscheinen ließ.“

Blanka antwortete nur durch Thränen, indem sie die Hand des Leidenden küßte.

„Auch Kuno,“ fuhr er fort, „sage, wenn du ihn je noch triffst, daß ich ihm nicht gegrollt habe; daß ich ihm danke für die Treue, die er mir so lange bewiesen; er hatte wohl ein Recht dazu, mich endlich zu verlassen und für sein eigen Glück zu sorgen.“

„Das that er nicht,“ erwiderte Blanka, den Kopf schüttelnd; „ich baue auf seine Treue; ist uns auch seine Entfernung unbegreiflich, so hoffe ich fest darauf, daß er zurückkehren und sich rechtfertigen könne.“

IV.

Der Klosterbruder.

An den folgenden Tagen ward der Kranke immer stiller und seufzte oft auf, ohne der Tochter zu antworten, wenn sie nach der Ursache seines Kummer's fragte. In der Nacht des siebenten Tages fragte er einmal die an seinem Lager kauende Tochter: „Wachst du, Blanka?“

„Ich wache, mein Vater,“ antwortete sie, sich rasch ermunternd.

„Ich fühle,“ begann er, „daß ein schleichendes Fieber meine Kraft verzehrt; ich glaube, es wird bald mit mir zu Ende gehen. — Weine nicht, höre mich an! Ich muß des Herzogs Born mit mir ins Grab nehmen, der mich schwer belastet; aber mit Gott möchte ich versöhnt werden und das heilige Sakrament empfangen, das ich jahrelang entbehrte. Willst du morgen ins Kloster Lorch gehen und einen der Väter bitten, daß er zu einem Glenden komme, der den Trost seines Amtes begehrt?“

Gerne erklärte sich Blanka bereit; sie selbst hatte schon in den letzten Tagen daran gedacht, einen der

frommen Väter zum Troste herbeizurufen. Nur Furcht vor der Entdeckung und die Nothwendigkeit, den Aufenthalt ihres Vaters zu verheimlichen, hatte sie zurückgehalten. Jetzt war sie willig, noch in der Nacht den Weg anzutreten, aber der Vater verlangte ausdrücklich, sie solle erst den Tag abwarten.

Sobald der Morgen graute, ging sie zur nächsten Quelle, um den Kranken mit frischem Wasser zu versehen, machte sein Lager zurecht und verließ ihn mit schwerem Herzen, um den Gang nach dem Kloster anzutreten.

Freundlich und heiter, wie früher, blickte ihr auch heute der Sommermorgen entgegen; aber sie vermochte jetzt die Schönheit desselben nicht zu empfinden. In der Vögel frohe Gefänge konnte ihr trauriges Herz nicht einstimmen; die Einsamkeit des Waldes erfüllte sie mit banger Ahnung, wie einsam und verlassen sie bald selbst dastehen werde. Die friedlichen Rehe, die, da und dort weidend, mit ihren klaren Augen vorsichtig um sich blickten, konnten ihr nicht Gefährten ihres Kammers sein. In dieser innern Verlassenheit flüchtete sich ihr Herz zu dem, von dem sie wußte, daß er, wenn auch Menschen uns verlassen und menschliche Stützen brechen, der Verlassenen Vater zu sein verheißen habe.

Endlich hatte sie den mehrstündigen Weg zurückgelegt, und vor ihren Augen tauchte aus dem Walde, umspült von den Wellen der Rems, der Hügel mit dem Kloster Lorch auf. Bald hatte sie die kleine Anhöhe erstiegen. Ehe sie durch die Klosterpforte trat, kniete sie vor dem Kreuze nieder, das außerhalb der Mauern stand, betete inbrünstig für das Seelenheil ihres Vaters und legte sich und ihre Zukunft mit Ergebung in die Hände Gottes. Getröstet stand sie auf, näherte sich der Pforte und pochte. Ein ehrwürdiger Laienbruder mit weißem Bart öffnete langsam, grüßte mit dem Klostergruße und fragte nach ihrem Begehren. Blanka antwortete, daß ihr Vater, ein Köhler, im Walde verunglückt sei und nach dem Troste des heiligen Sakramentes verlange.

„Warte hier an der Pforte, meine Tochter, ich werde dir Nachricht bringen!“ antwortete der Pfortner, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Bittende geworfen hatte. Er ging ins Kloster zurück, während Blanka, die sich ermüdet fühlte, sich auf der steinernen Bank niederließ, die zur Bequemlichkeit der Besuchenden neben der Thüre angebracht war. Endlich öffnete sich diese wieder, und es erschien ein alter Mönch mit Brevier

und Monstranz, worin die Hostie für den Kranken sich befand.

Bange blickte Blanka demselben entgegen, doch seine ehrwürdigen Züge flößten ihr Vertrauen ein, und ohne Schüchternheit beantwortete sie seine Fragen nach dem Unglücksfall, der ihren Vater betroffen habe, und nach dem Orte, wo derselbe sich befinde. Unverweilt schlug er dann den Weg ein, auf dem ihm Blanka als Führerin diene. Der ehrwürdige Klostergeistliche stellte noch einige weitere Fragen über ihren Vater, die Zeit seines Aufenthaltes in der Gegend, seine Lebensweise und frühere Heimat. Da er aber Blankas Verlegenheit bemerkte, schwieg er, ein Geheimniß vermutend, das ihm wohl der Sterbende selbst unter dem Siegel der Beichte anvertrauen werde. Als er aber des Mägdleins tiefe Traurigkeit wahrnahm, sprach er in sanft eindringlicher Weise zu ihr vom Vater der Waisen und Hirt der Bedrängten, von der Gnade, die sich zu dem Sünder herablasse und keinen Reuigen verstoße.

Überaus wohl thaten die tröstenden Worte des ehrwürdigen Greises der Verlassenen, und sie empfand lebhaft, wie viel sie in der Zeit ihrer Einsamkeit entbehrt habe, da sie nur selten dem Gottesdienst anwohnen

durfte und keine weitere geistliche Unterweisung genossen hatte.

Endlich gelangten sie zu der Ruine, wo sie den Kranken in leidlichem Zustande fanden. Er hatte sehn-
süchtig auf Blankas Rückkehr gewartet und war nun
sichtlich erfreut, den Priester bei sich zu sehen. Da er
lange und insgeheim mit dem Priester zu sprechen
hatte, suchte er seine Tochter fernzuhalten, indem er
einen kühlenden Trank aus Erdbeeren begehrte, den sie
ihm schon früher öfter bereitet hatte. Obgleich Blanka
ermüdet war von dem längeren Wege, den sie zurück-
gelegt hatte, ließ sie sich doch kaum Zeit, sich mit Milch
und Brot zu erfrischen, ehe sie in den Wald zurückging,
um dem Wunsche des Kranken zu genügen.

Der Köhler und der Mönch waren nun allein.
Der Klosterbruder hatte den Zustand des Leidenden
untersucht; derselbe erschien ihm zu schwach, als daß
er noch aus der Ruine hätte hinweggebracht werden
können. Er setzte sich deshalb auf einen Stein am
Lager des Kranken nieder, um seine Beichte zu ver-
nehmen. Vorher aber betrachtete er mit dem Blick
eines Mannes, der in den Herzen der Menschen zu
lesen gelernt hat, die ursprünglich edel gebildeten, aber

num von düstern Leidenschaften durchwühlten Züge des Leidenden.

Endlich richtete der Kranke seine finstern Augen empor; sein Blick begegnete dem des Vaters. „Öffne mir dein Herz, mein Sohn! ich bin hier, um dir den Trost der Absolution zu geben,“ sprach dieser ermutigend.

„Ich will es thun,“ versetzte der Kranke; „ich schwachte nach dem Bekenntnis, das mein Herz erleichtern soll. Ehrwürdiger Vater, Ihr empfanget die Beichte eines Mannes, der seit Jahren sein Geheimnis keinem menschlichen Ohre entdeckt hat.“

„Um so schwerer muß es dich drücken. Was auch deine Schuld sein mag, ich bin bereit, sie zu hören,“ antwortete der Klostergeistliche.

Der Kranke seufzte tief auf; er fuhr mit der Hand über die Stirne, als müsse er die düstern Schatten seiner Erinnerung verwischen, und begann seine Lebensgeschichte zu erzählen.

„Ich bin aus ritterlichem Geschlechte, ein adeliger Dienstmann der Herren von Bären. Als Edelknabe wuchs ich mit dem jungen Friedrich auf, der sich hernach die stolze Burg auf dem Hohenstaufen baute und zum Herzog von Schwaben erhoben wurde.

Er hat mir, dem Jugendgespielen, Treue gehalten, hat mich erhoben, als er emporstieg, hat mich mit seinem Vertrauen geehrt. Ich war ein geachteter und gefürchteter Mann im weiten Schwabenland. — Doch meine Höhe ward mir zum Fall. — Ich blickte mit Hochmut auf die unter mir Stehenden, ich trachtete nach höheren Ehren und war von Born und Eifersucht erfüllt gegen alle, die mit mir des Herzogs Vertrauen genossen.

Als einst der Herzog mich scharf zur Rede stellte wegen eines Streites mit dem Marschall, grollte ich und wähnte mich aus des Herzogs Huld und Vertrauen verstoßen. — Von da an lieb ich Verblendeter des Herzogs geheimen Feinden ein offenes Ohr. — Zur selben Zeit ward meine Frau, Bertha, meiner Tochter Blanka Mutter, mir durch den Tod entrissen. Ihre Milde hatte meinen Bornmut gesänftigt; nun war er entfesselt. Ich machte mir Feinde, die mich bei meinem Herzog verklagten, ich wurde von ihm scharf vernommen und gestraft. — Da gab ich den Lockungen des bösen Feindes Gehör, der mich durch des Herzogs Feinde zu gewinnen suchte. Ich ward ihr Verbündeter, ich verriet meinen Herrn! — —

Verräter finden nicht Treue; bald ward auch ich verraten. Ich flüchtete mich an den Hof des Bähringers, der meines Herzogs Gegner war. Doch bald habe ich gefunden, daß der Verräter seines Herrn, der nicht neue Dienste leisten konnte, auch hier verachtet war. — Ich hielt's nicht aus hier. —

Wie gern hätte ich meinem Herrn und Herzog mich zu Füßen werfen mögen! Doch ich wußte, daß er ein milder Herr ist den Treuen, ein strenger Richter den Verrätern.

So verließ ich heimlich mit meiner Tochter den Bähringer Hof und kehrte als armer Köhler unerkannt auf den heimatlichen Boden zurück.

Nicht der Verlust von Macht und Ansehen, nicht einmal die Entbehrungen, die ich meinem Kinde auferlegen mußte, waren meine größte Qual in dieser Zeit, sondern das Bewußtsein meiner Schuld, das Bewußtsein, von Herzog Friedrich als Verräter verabscheut zu sein. Ich nehme seinen Fluch ins Grab; denn niemand, niemand ist, der ihn mit mir versöhnen könnte. Machtlos ist hierin auch der Spruch Eures Amtes, ehrwürdiger Vater. Niemand ist, der diesen brennenden Schmerz in meiner Seele löschen könnte."

Er hielt inne; der Priester aber, die Hand erhebend, sprach: „Deines irdischen Herrn Vergebung kann ich dir jezt nicht verkünden, aber Gott der Herr bietet dir seine Versöhnung, und in dieser Gewißheit kannst du ruhig sterben, wenn auch der gerechte Zorn der Menschen noch auf dir lastet. — Ist es noch mehr, was dein Herz und Gewissen beschwert, so beichte es mir und empfang den Trost des hochgelobten Sakramentes!“

„Noch eine Sorge ist's, die mir das Sterben erschwert,“ begann der Kranke wieder. „Meine Tochter, geboren in adeligem Rang und Überfluß, auferzogen für eine glänzende Zukunft, wurde durch meine Schuld all dieser Güter beraubt. Ich hoffte, da ich auf die Flucht gegangen war, ihr am Hofe des Bähringers ein gleich glänzendes Loß bereiten zu können; ich hatte mich getäuscht. Ohne Klage, ohne Vorwurf folgte sie mir auf die neue Flucht, um ihre Jugend in der Einsamkeit dieser Wälder, unter dem niedrigen Dach einer Köhlerhütte zu begraben. Sie hat geduldig alle Entbehrungen dieser neuen Lage auf sich genommen, sich allen Anstrengungen unterzogen, die unsere niedrige Stellung ihr auferlegte. Sie war heiter unter all

den Widerwärtigkeiten; ihr einziger Kummer war um mich. Oft hat der Gedanke an ihre Zukunft mein Gewissen bedrückt; jetzt aber, da ich sie verwaist und schutzlos in der Welt zurücklassen muß, will er mir die Ruhe und den Frieden meiner letzten Stunde benehmen. Nur eine Zuflucht weiß ich für sie. Der Herzog ist großmüthig, er wird die Schuld des Vaters nicht am Kinde rächen. Gottes Finger hat unlängst die Herzogin auf einer Jagd in meine Hütte geführt. Sie hat Gefallen an Blanka gefunden, und darauf gründet sich meine Hoffnung. Seid nun Ihr der Fürsprecher und Vermittler für die Waise! Führet sie gen Hohenstaufen! Berichtet, was ich Euch vertraut, und stellet die Waise dem Schutze und der Gnade des herzoglichen Paares anheim! Gebt mir Euer Wort, ehrwürdiger Vater, und ich werde ihrethalben ruhig sterben!“

Mit Verlangen hafteten die Augen des Leidenden während seiner Worte auf dem Antlitze des ehrwürdigen Mönches und schienen die Zusage von dessen Lippen lesen zu wollen. Doch dieser zögerte und sprach endlich traurig: „Es ist mir leid um dich, mein Sohn. Gerne wollte ich deine Bitte erfüllen, doch ein schweres

Unglück hat das Herzogspaar getroffen, und die Herzogin selbst ist erkrankt. Niemand kann wissen, welcher Unheil noch droht; der ganze Hof ist bestürzt, und ich weiß nicht, ob die Herzogin sich soweit erholen wird, daß ich deine Bitte ihr vortragen kann."

Schmerzlich war der Eindruck dieser Worte auf den Sterbenden. Er versank in tiefes Schweigen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Endlich sprach er dumpf: „Es ist vorüber! — — Gott hat mich also doch verlassen — ich soll den letzten Trost nicht haben auf dem Sterbebette — ich soll aus der Welt gehen in Verzweiflung!"

Bergebens ermahnte der Mönch warnend, aber nicht ohne mitleidige Theilnahme: „Lästere nicht, mein Sohn! Du wolltest dich auf Menschen verlassen, Gott aber will, daß du dein einzig Vertrauen auf seine gnadenvolle Güte setzest. Befiehl ihm deine Tochter — er wird es wohl mit ihr machen!"

Aber der Kranke schüttelte in dumpfer Verzweiflung das Haupt. Dies war die Hoffnung gewesen, die ihn seit seinem Sturze vor Verzweiflung bewahrt hatte, nur in dieser Aussicht für seine Tochter hatte er dem Tode gefaßt entgegengesehen; denn seit das Unglück

über ihn hereingebrochen war, das seinen Troß gebeugt hatte, empfand er das Elend, das seine Schuld über ihr unschuldiges Haupt gebracht hatte, nur um so schwerer. In der Zuflucht, welche sich ihm für seine Tochter aufthat, hatte er zugleich ein Pfand der erbarmenden und verzeihenden Gnade Gottes zu sehen geglaubt. Nun war diese Hoffnung zerstört, er glaubte sich verworfen von Gott, wie er verworfen war von seinem irdischen Herrn.

Vergebens sprach der Priester ihm mit eindringlicher Beredsamkeit zu, strafte seinen Kleinmut und schilderte ihm die unerschöpfliche Gnade Gottes. Der Sterbende blieb finster, in sich gefehrt und verzweifelnd, und hörte mit düsterem Schweigen die Worte des Priesters an, denen der Eingang in sein Herz verwehrt war. Seufzend verstummte dieser endlich und blickte zum Himmel auf, in stillem Gebete die Gnade Gottes für den Unglücklichen ansehend.

In diesem Augenblicke kehrte Blanka zurück. Sie stellte ihr Körbchen mit Beeren nieder, schaute zuerst nach dem Kranken und hauchte in der Meinung, er schlafe, da er das Gesicht abgewendet hatte, einen Kuß auf seine Hand, wandte sich dann an den Mönch und

händigte ihm einen glänzenden Gegenstand ein mit den flüsternden Worten: „Ich habe diesen Ring im Walde gefunden, da ich Beeren suchte. Sollte er nicht der Herzogin gehören, die vor einer Woche hier jagen ging?“

„Einen Ring?“ rief der Mönch aus, indem er das Kleinod mit einer Lebhaftigkeit ergriff, die Blanka in Erstaunen setzte. Sie hatte nicht geglaubt, daß der ehrwürdige Mann solchen Wert auf schimmernden Tand legen würde, zumal er sich neben einem Sterbenden befand, dem er den Trost seines Amtes reichen sollte.

Aber noch immer betrachtete dieser mit leuchtenden Blicken den Ring, der, eingesaßt von Diamanten, einen tiefgrünen Smaragd zeigte. „Er ist es — es ist kein Zweifel! Eingeschnitten ist der hohenstaufische Löwe! Wunderbar ist Gottes Finger!“ rief er endlich aus.

„Ich übergebe ihn Euch. Ihr werdet ihn der Herzogin zustellen,“ versetzte die Maid, verwirrt durch seine Worte, die sie nicht zu deuten wußte. Auch der Kranke war jetzt aufmerksam geworden.

„Nein, du selbst mußt ihn zurückbringen, meine Tochter, morgen, sobald die Sonne erwacht,“ rief der Mönch lebhaft.

„Ich sollte meinen Vater verlassen? Unmöglich, ehrwürdiger Vater,“ erklärte Blanka.

„Um deines Vaters willen gehorche meinen Worten! Es ist Gottes Fügung, die dich geleitet hat,“ mahnte der Mönch; „ich selbst will indessen deinen Platz an deines Vaters Seite einnehmen. — Deine Wünsche sind erfüllt, mein Sohn; Gott hat dich erhört!“ schloß er, indem er mit leuchtendem Blicke sich dem Kranken zuwandte.

„Was besagen Eure Worte? Welche Bewandnis hat es mit dem Ringe?“ fragte Blanka gespannt.

„Frage mich nicht, vertraue und gehorche!“ antwortete der Mönch. Jetzt erfaßte auch der Verwundete, der den Blick auf ihn heftete, seine Meinung und sagte in entschiedenem Tone: „Gehorche, Blanka! es ist mein Wille.“

Still weinend hob sie die Hände empor; sie konnte dem Befehl des Vaters nicht widerstreben. Aber sollte sie in seinen letzten Stunden sein Sterbebett verlassen? Wie, wenn sie ihn nicht mehr lebend traf bei ihrer Zurückkunft?

Der Kranke verstand ihren Kummer und sprach bedeutungsvoll: „Gehe getrost, Blanka! Ich werde

nicht sterben, bis du zurückgekehrt sein wirst. Gott schenke mir Trost für meine letzte Stunde durch deine Rückkehr!"

"Ich gehorche denn," versetzte die Tochter seufzend; „doch was soll ich reden am Herzogshofe? Wem soll ich diesen Ring übergeben? Werde ich, ein armes Mägdlein, Einlaß erhalten?"

"Den Ring darfst du niemand übergeben als der Herzogin selbst," beschied sie der Mönch mit Nachdruck. „Was du sprechen sollst, wenn du vor dem Herzogspaaire stehst, weise ich dich nicht an. Gott wird dein Herz erleuchten und dir die rechten Worte in den Mund geben.“

Blanka widersprach nicht länger. Es wurde beschlossen, daß sie in der Frühe des kommenden Tages sich auf den Weg nach der Burg mache, während der Mönch indessen an ihrer Statt die Pflege des Kranken übernehme. Ohne zu reden, heftete dieser jetzt den Blick fragend auf den Mönch, der ihm mit Zuversicht antwortete: „Zweifelt nicht! Eure Tochter wird huldvolle Aufnahme am Herzogshofe finden. Ja, dieser Tag sichert Euch den Schutz des Herzogspaares. — Gott hat dir deine Sorgen abgenommen, mein Sohn,

darum richte deine Gedanken nun auf das heilige Sakrament und wirf jeden irdischen Gedanken weg, um für das Heil deiner Seele zu sorgen!"

"Ich habe gesündigt durch meine Verzweiflung," sprach der Verbannte; „ich habe mit Gott gehadert in dem Augenblicke, da er es aufs Beste für mich fügte. Könnet Ihr mir dafür Vergebung verkünden?"

"Ich kann es," erwiderte der Priester und gab Blanka einen Wink, worauf sie die Ruine verließ und am Eingang niederknieend für ihren Vater betete, der seine Beichte ablegte.

Eine Umwandlung war jetzt mit dem Kranken vorgegangen. Mit innerer Zerknirschung sprach er sein Sündenbekenntnis aus und empfing die Losprechung des Priesters und das Sakrament. Eine weihevolle Pause entstand nach dieser heiligen Handlung; der Mönch, der die innere Bewegung des Kranken nicht stören wollte, erteilte ihm seinen Segen und brach nun auf mit dem wiederholten Versprechen, bei Anbruch des Tages wiederzukommen, um an Blankas Stelle des Kranken zu warten.

Still floß der Rest des Tages dem Kranken und seiner Tochter dahin. Blanka ehrte die feierliche Stim-

mung ihres Vaters und störte sie nicht. Abends legte sie sich nach seinem Willen bei guter Zeit nieder, um für den Morgen Kräfte zum Gang nach dem Hohenstaufen zu sammeln. Der Kranke schlummerte nicht, aber er betete oft. Die Hoffnung, daß seine Tochter am Herzogshofe versorgt werden würde, wie der Mönch ihm fest versichert hatte, hielt ihn aufrecht. Er schloß aus dessen Worten, daß der Ring besondere Bedeutung haben müsse; aber, dem Tode nahe, empfand er keine weitere Reugier darüber. Es war ihm genug, die Zukunft seiner Tochter gesichert zu wissen. Der Sorge für sie enthoben, wandte er seine Gedanken auf den nahenden Übergang zur Ewigkeit, auf die er während seines Lebens, wie er jetzt mit Reue empfand, nur wenig sich vorbereitet hatte.

V.

Auf dem Hohenstaufen.

Endlich tagte der Morgen. Früh erhob sich Blanka und besorgte ihre kleinen häuslichen Geschäfte, indem sie die Kuh molk, einen Trank für den Vater

bereitete, ihre Haare mit schlichter Zierlichkeit flocbt und ihr bestes Gewand anlegte. Dann nahm sie ihr einfaches Frühstück ein. So war sie reisefertig, als der Mönch erschien, den Kranken und seine Tochter mit priesterlichem Segenswort begrüßte und darauf den Zustand des ersteren untersuchte, da er neben dem geistlichen Berufe auch dem eines Arztes oblag. Er fand den Kranken über Erwarten kräftig; die Beruhigung über das Los seiner Tochter und, wohl noch mehr, der Friede des Gewissens, den er zum erstenmale nach langen Jahren empfand, hatten die Fortschritte des Fiebers gehemmt. Mit voller Überzeugung konnte der Pater Blanka die Versicherung geben, daß sie sich ruhig entfernen könne und kein rasches Ende des Kranken zu befürchten sei. Er legte ihr segnend die Hand aufs Haupt. Andächtig nahm sie den Segen hin, küßte mit zurückgedrängter Bewegung die Hand ihres Vaters und trat den schweren Gang an.

Bald hatte sie die Ruine hinter sich gelassen und befand sich allein im Dunkel des Waldes. Um sie war morgendliche Frische; der wolkenlose Himmel kündete einen heitern Tag an. Dennoch wollte dem armen Mädchen dieser Gang viel schwerer erscheinen

als derjenige, den sie vor kurzem ins Kloster gemacht hatte. Verschüchtert durch Unglück und lange Einsamkeit bebt sie bei dem Gedanken, in die geräuschvolle Herzogsburg zu treten; sie zagte, wie sie durch die Umgebung der Wachen und Dienerinnen hindurch zur Herzogin gelangen sollte. Sie fürchtete selbst den Anblick der Herzogin; diese erschien ihr im Glanze ihres Hofes ganz anders, als die schöne, huldvolle Frau in der Köhlerhütte gewesen war.

Da kein Weg durch den Wald nach der Herzogsburg führte, so ging sie am Ufer der Rems zum Kloster Lorch hinab, von wo eine gute Straße nach Hohenstaufen gebaut war. Am Kreuze, das die Markung des Klosters bezeichnete, kniete sie andächtig nieder, um Segen für ihren Gang zu erslehen, und schritt dann getrost weiter. Welches Geheimnis mit dem Ringe verknüpft war, warum der Pater wollte, daß sie ihn selbst überbringe, und weshalb ihr Vater sich mit ihm einverstanden erklärte, war ihr kaum deutlich, auch war ihr Gemüt jetzt zu sehr von Schmerz und Kummer bedrückt, als daß sie weiter darüber hätte nachsinnen mögen. Sie hatte ja den Gang nur aus Gehorsam unternommen; so legte sie unverdrossen

Strecke um Strecke zurück, obwohl ihr der Weg weit und die Hitze des anbrechenden Mittags beschwerlich erschien.

Nach vier Stunden angestrengten Wanderns war sie endlich zu der Höhe gelangt, die den Fuß des Hohenstaufen bildet. Sie trat aus dem Walde, der ihr bisher die Aussicht verwehrt hatte, ins Freie und sah unter sich das weite Land, in der Ferne von Hügeln und Bergen begrenzt, tief im Thale unten die Rems mit den ausgedehnten Waldstrichen, in denen ihr Vater lebte. Vor ihr dagegen stieg der schlanke Bergkegel empor, auf dessen Spitze die Herzogsburg mit ihren Zinnen und Thürmen sich erhob.

Sie setzte sich auf den Rasen nieder, um erst wieder Mut und Kräfte zu sammeln, ehe sie der Herzogsburg nahte. Ihr Blick schweifte umher und hing bewundernd an der blauen Alpkette, die sie von den nächsten mächtigen Bergen an bis in die duftige Ferne verfolgen konnte. Wie weit und groß die Welt sei, hatte sie nie so lebhaft empfunden wie jetzt; um so höher erschien ihr das Fürstenpaar, welches diese weite Landschaft beherrschte.

Bald jedoch raffte sie sich wieder auf und schritt mit klopfendem Herzen den Burgpsad entlang, der sich

um den Berg wand, das Auge stets auf die Burg gerichtet, die ihr aus der Ferne nie so prächtig erschienen war, wie sie jetzt vor ihrem überraschten Blicke dastand. Sie hatte alle Müdigkeit vergessen, so sehr war ihr Herz von Sorge, Spannung und Erwartung erfüllt; doch konnte sie nicht umhin, sich über die geräuschlose Stille zu wundern, die über dem Berge und seiner weitläufigen Burg ruhte. Sie hatte ein lebhaftes Treiben hier zu finden erwartet und begegnete auf dem ganzen Pfade nur einem einzigen Knappen, der ersten Schrittes den Burgweg herabkam.

Endlich gelangte sie zum Thore, an dessen beiden Pfeilern zwei Bewaffnete mit ihren Hellebarden standen. Der eine derselben rief die Ankommende an und fragte sie nach ihrem Begehren. Schüchtern antwortete Blanka, daß sie um Gehör bei der Herzogin bitte.

„Die Herzogin ist erkrankt, und jeder Zutritt ins Schloß verwehrt,“ beschied sie der Bewaffnete kurz.

Rathlos stand jetzt das Mägdlein da. Sollte sie umsonst den weiten Weg gemacht, umsonst den sterbenden Vater verlassen haben? Sollte sie zu ihm zurückkehren, ohne ihm die Beruhigung zu bringen, nach der er so sehnlich verlangte?

„Es handelt sich um einen Sterbenden,“ flehte sie. „Seid so barmherzig, mir Einlaß zu geben! Die Herzogin ist eine gnadenvolle Fürstin und wird meine Bitte nicht abweisen.“

„Zum Kuckuck! ich fürchte, es wird bald mehr Sterbende geben. Die Herzogin hat jetzt zu schwer an ihrem eigenen Jammer zu tragen, als daß sie noch nach fremdem Elend fragen sollte,“ antwortete der Hellebardier herrischen Tones und bedeutete sie mit ungeduldiger Gebärde, sich zurückzuziehen.

„Ich bringe einen Ring, den die Herzogin auf der Jagd verloren hat, und will ihn in ihre eigenen Hände übergeben,“ brachte sie endlich schüchtern vor.

„Einen Ring? Den Ring der Herzogin? Warum hast du das nicht früher gesagt?“ riefen die Wächter mit höchster Überraschung aus. „Folge mir eilig!“ fügte einer derselben hinzu, als das Mädchen verwundert dreinschaute.

Troh und doch bebend vor Erwartung folgte ihm Blanka durch den Burghof nach einer Thüre zur linken Seite des Eingangs, wo er mit ihr in ein Zimmer im Erdgeschoß trat. Hier saßen einige Gürtelmägde der Herzogin mit Nadelarbeit beschäftigt; eine ältliche Frau

führte die Aufsicht und sah in ihrer schwarzen Samthaube, mit dem Schlüsselbunde am Gürtel und silberner Spitze am Halse gar stattlich aus. Sie blickte den Eintretenden unwillig entgegen und wollte eben den Mund zu einem Vorwurfe öffnen, doch der Knecht kam ihr mit dem Rufe zuvor: „Der Ring ist gefunden, Frau Margaret, spütet Euch und führet dies Mägdlein zur Herzogin! Wer die Kleine auch sein mag, sie ist ein Glückskind!“

„Der Ring ist gefunden?“ rief die Wirtschafterin freudig aus, ohne darauf zu achten, daß ihr das kostbare Gefäß, daß sie eben gereinigt hatte, in freudigem Schreck aus der Hand entfallen war und klirrend in Stücke zerbrach. — „Gieb mir den Ring her, Mägdlein, ich will ihn der erlauchten Herzogin auf der Stelle überbringen!“

Blanka ahnte jetzt, wie wichtig der Fund sei, und sich der Weisung des Vaters erinnernd, erklärte sie mit bescheidener Festigkeit, daß sie den Ring nur in die Hände der Herzogin selbst übergeben könne. „So folge mir sogleich!“ entschied die Wirtschafterin nach kurzem, prüfendem Blicke, und sie verließen die Stube. Voll Neugier schauten die Gürtelmägde dem

Röhlermädchen nach; der Wächter aber flüsterte Blanka zu: „Du hast's klug gemacht, Kleine, gib deinen Fund nicht aus der Hand!“

Nachdem sie eine Wendeltreppe emporgestiegen waren, gelangten sie in eine Reihe fürstlicher Gemächer, durch die sie geräuschlosen Schrittes hingingen. An dem letzten derselben pochte die Wirtschafterin leise mit dem Finger an die Thüre. Diese wurde geöffnet, ein Fräulein in adeliger Tracht trat heraus, die Thüre schloß hinter sich zuziehend.

„Der Ring, edles Fräulein! Der Ring ist gefunden! Hier“ — flüsterte die Wirtschafterin in atemlosem Eifer.

„Der Ring?“ rief das Edelfräulein mit gedämpfter, aber bewegter Stimme aus; „gib her, mein Kind, gib eilends her!“

Aber noch einmal erklärte Blanka, daß sie den Ring nur in der Herzogin eigene Hände legen wolle. Ohne sich Zeit zu einer Antwort zu nehmen, verschwand das Edelfräulein im Gemache, aus dem sie gekommen war.

Einige Augenblicke gespannter Erwartung waren vorübergegangen, dann ertönte aus dem innern Zimmer ein rascher, heftiger Ruf. Die Thüre wurde geöffnet,

und mit hastiger Gebärde winkte das Edelfräulein dem Köhlermägdelein, einzutreten.

Schüchtern gehorchte Blanka. Über die Mitte des Gemaches trat ihr die Herzogin mit hastigem Schritte entgegen und rief bleich und mit verstörten Zügen ihr zu: „Den Ring, den Ring!“

Blanka überreichte denselben, indem sie das Knie beugte. Die Herzogin nahm ihn mit zitternder Hand, warf einen hastigen Blick darauf, hob mit dankender Gebärde die Hände zum Himmel und sank atemlos auf das Ruhebett nieder, von dem sie sich bei Blankas Eintritt erhoben hatte.

Bleich vor Schrecken eilte das Edelfräulein hinzu und rieb die Stirne der Herzogin mit duftendem Wasser. Blanka stand bestürzt da und schaute ratlos auf die hohe Frau, die blaß, mit gramvollen Zügen und geschlossenen Augen, einer Toten gleich, hingefunken lag.

Welche Bewandniß hatte es mit diesem Ring? Wie verändert war die Herzogin, die schöne Frau, welche in der Köhlerhütte so voll heiterer Anmut erschienen war! Welcher Schmerz konnte die hohe Frau getroffen haben, der in der kurzen Zeit so tiefe Spuren zurückließ?

Die Mittel, welche das Hoffräulein zur Belebung der Herzogin anwandte, blieben fruchtlos. Noch lag sie bleich und leblos, als der feste Tritt des Herzogs im Vorzimmer ertönte. Friedrich trat in das Gemach. Auch er schien ernst, ja düster. Beim Anblicke der ohnmächtigen Herzogin winkte er dem Fräulein, abseits zu treten, und trat zu dem Ruhebette, wo er sich über sie hinbeugte und, ihre Hand mit Innigkeit fassend, sprach: „Erhebe dich, Agnes, ich bin bei dir! gebiete deinem Gram!“

Seine Stimme und die Berührung seiner Hand riefen die Lebensgeister der Herzogin zurück. Sie schlug die Augen auf; eine sanfte Röte belebte ihre bleiche Wange. Am Arme des Herzogs sich aufrichtend, heftete sie das Auge mit strahlendem Glanze auf ihn und rief aus: „Es war die Freude, die mich ohnmächtig gemacht hat; das Unglück ist gewendet, der Ring ist gefunden!“ Mit diesen Worten reichte sie dem Herzog das Kleinod, das sie während ihrer Ohnmacht in der krampfhaft verschlossenen Hand gehalten hatte.

„Der Ring gefunden?“ rief auch der Herzog mit lebhafter Bewegung aus, indem er denselben aus den Händen seiner Gemahlin nahm und betrachtete, als ob

er sich selbst erst von der Wirklichkeit überzeugen mußte. „Gott sei gelobt!“ sprach er dann aus der Tiefe seines Herzens. „Ich baue auf dem Plaze, wo der Ring gefunden ward, eine Kirche, wie ich es gelobt habe.“

„Empfange ihn denn zum zweitenmale aus meinen Händen mit dem Schwure meiner Liebe und Treue! Gott möge unsern Bund segnen, wie er ihn bisher gesegnet hat!“ Mit diesen Worten steckte er den Ring an den Finger der Herzogin, die ihn mit Freudenthränen empfing, und stumm hielten sich eine Zeit lang ihre Hände umfaßt.

Jetzt begriff auch Blanka als Zeugin dieses feierlichen Augenblicks die Bedeutung ihres Fundes. Es war der Ehering der Herzogin, den diese auf der Jagd verloren hatte. Nach dem Glauben jener Zeit aber galt solch ein Verlust für ein Vorzeichen großen Unglücks, das dem Hause bevorstand, für einen Ausspruch Gottes, daß der Ehebund bald durch den Tod eines der Gatten getrennt werden solle. Daher rührte der verzehrende Gram der Herzogin, die düstere Stimmung des Herzogs, die Trauer in der ganzen Burg. Um den Ring zu suchen, hatten die Knechte, durch welche

Blanka in solche Angst versetzt worden war, Tag für Tag den Wald durchstreift.

Während das im Hintergrunde des Gemaches stehende Mägdelein sich dieses alles allmählich zurechtlegte, hatte das herzogliche Paar ihre Anwesenheit ganz vergessen. Erst nach geraumer Weile fragte der Herzog, sich plötzlich erinnernd: „Und wie ist der Ring zu Tage gekommen? wer hat ihn gebracht?“

„Ja, die Freude ließ mich's vergessen! Wo ist das Mägdelein? — Mein Kind, tritt herzu und berichte uns!“ rief die Herzogin aus, sich nach Blanka umschauend.

Als diese schüchtern hinzutrat, schaute die Herzogin einige Augenblicke nachsinnend in ihr jugendlich blühendes Antlitz. Da erst erinnerte sie sich ihrer wieder und rief, die Hand auf ihr blondes Haupt legend, aus: „Es ist die Köhlermaid! Zu unserem Schutzengel hat Gott dies Kind erkoren, darum fühlte ich auch mein Herz ihr zugewandt, als ich sie zum erstenmale sah.“

„Die Maid vom Walde?“ rief auch der Herzog überrascht aus; „du hast uns einen großen Dienst geleistet. Bitte dir eine Gnade aus!“

„Mehr als du wünschen magst, sei dir gewährt! Du sollst mich nicht wieder verlassen; ich selbst will für dein Glück sorgen!“ fügte die Herzogin hinzu und faßte Blankas Hand. Aber sanft entwand sie ihr dieselbe, und einen Schritt zurücktretend sprach sie mit bescheidener Festigkeit: „Nur eine Gnade ist es, die mich glücklich machen kann, eine Bitte nur, die ich an Euch stelle.“

Verwundert blickte die Herzogin auf das Mädchen, dessen jugendliche Schüchternheit sich so schnell in kühne Entschlossenheit verwandelt hatte. „Nenne deine Bitte!“ sprach sie in gespannter Erwartung; „wenn es in unserer Macht steht, so wird sie dir gewährt werden.“

Blanka aber heftete den Blick auf den Herzog. Er glaubte sie zu verstehen und sprach mit Ernst: „Ich ahne, du bittest um das Leben deines Vaters, das dem Schwerte des Henkers verfallen ist. Deine Bitte ist kühn, denn er hat sein Urtheil verdient; aber du hast mir mehr gerettet, als er verraten hat; um deinetwillen schenke ich ihm sein Leben.“

Noch stand Blanka unbewegt. Mit tiefer Wehmut schlug sie den Blick zu dem Herzog auf, der lebhaften Dank erwartet hatte, und antwortete ihm mit

fester Stimme: „Herr Herzog, nicht meines Vaters Leben ist's, um was ich flehe. Kein irdischer Richter kann ihn mehr bedrohen oder retten. Er liegt auf den Tod krank und kann nicht sterben, belastet mit Eurem Zorne. Euer Anblick und die Vergebung aus Eurem Munde ist es, um was ich für ihn flehe; sie allein wird seine letzte Stunde erleichtern.“

Der Herzog veränderte die Farbe und wandte sich überrascht und erzürnt ab. Alle Bitterkeit über den Verrat eines Vasallen, den er einst geliebt, begünstigt und emporgehoben hatte, wurde aufs neue in ihm wach, und es bedurfte einer Weile, ehe er sich soweit gefaßt hatte, daß er ihr zu antworten vermochte. Mit strenger Kälte erwiderte er: „Ich verzeihe dir um deines Dienstes willen die Kühnheit dieser Bitte. Aber wiederhole sie nicht! Zu einem Verräter kann ein Fürst nimmermehr herabsteigen.“

Unerschrocken fuhr Blanka fort: „Gott selbst stieg zu ihm herab im hochwürdigen Sakramente, und Ihr, Herr Herzog, solltet es nicht können? Mein Vater büßt sterbend eine Schuld, die er Jahre hindurch be- reut hat; wolltet Ihr dem Sterbenden nicht vergeben?“

Der Herzog faltete finster die Stirne, betroffen

von dem kühnen Vorwurfe des Mädchens. Noch war sein schwer verletztes Gefühl, sein fürstlicher Stolz nicht erschüttert. Jetzt trat die Herzogin auf ihn zu, legte ihre zarte Hand auf seine verschränkten Arme und flüsterte: „Mein Leben, meine Ruhe hat Gott uns durch dies Kind wiedergeschenkt, und du wolltest ihm nicht den Stolz des beleidigten Fürsten opfern?“

Eine jähe Röte überzog des Herzogs Gesicht. „So sei es, Agnes!“ antwortete er, nachdem er sichtbar einen schweren Kampf mit sich gekämpft hatte; „ich will das Unerhörte thun, doch nur um deinetwillen. — Muß ich doch auch den Platz auffuchen, wo der Ring gefunden worden, um dort zu beten und ihn zum Bau der Kirche zu bezeichnen. Die Maid soll mich zur Hütte führen!“

Blanka kniete nieder, um mit glühender Dankbarkeit den Saum seines Kleides zu küssen. Er duldete es ungerne; denn noch verhehlte er nicht, welch schwere Überwindung ihn diese Zusage gekostet hatte. Während dem trat der Burgvogt ein, um dem Herzog eine Meldung zu machen. Rasch verließ derselbe das Frauengemach und zog sich in seine eigenen Gemache zurück.

Eine Stunde verfloß, während Blanka an der

Seite der lebhaft teilnehmenden Herzogin die Geschichte ihres vielbewegten Lebens, vom frühen Tode ihrer Mutter und der Flucht aus der väterlichen Burg an bis zu ihrem Gange nach dem Hohenstaufen erzählte.

Die Herzogin hörte ihr aufmerksam zu und unterbrach sie nur, um ihr Erfrischungen reichen zu lassen, die herbeigebracht wurden.

Endlich erschien ein Page mit der Meldung, daß der Herzog zum Aufbruche bereit sei. Nach gütigem Abschied wurde Blanka von der Herzogin entlassen, um im Gefolge des Herzogs an das Ufer der Rems zurückzukehren.

Eine neue Überraschung wartete ihrer, als sie in den Hof trat, wo die Knappen mit dem Leibrosse des Herzogs seiner harreten. Es war Runo, der dort gefesselt stand. Ein Ruf des Erstaunens entrang sich ihren Lippen. Er blickte sich um, und auch ihm entfuhr der staunende Ausruf: „Blanka!“

„Nun, Alter, bist du überführt und wirst endlich ein Geständnis ablegen,“ redete ihn der Herzog an, der eben in den Hof trat. Verwirrt und ungewiß, was Blankas Anwesenheit bedeuete, schwieg der Knecht. Auch Blanka wußte nicht, wie sie Runos Erscheinen, seine Fesseln, die Worte des Herzogs erklären sollte.

Dieser ließ ihnen auch keine Zeit zu weiteren Fragen, sondern gebot, dem Knechte die Fesseln abzunehmen. Darauf befahl er, ihm ein Roß zuzustellen, mit dem Bedeuten, er möge das Mägdlein hinter sich auf den Sattel nehmen.

VI.

Friedrich und Reginald.

Der Ritt begann. Unterwegs war Zeit zu Erklärungen, und bald wußte nun Blanka, wie sich's mit Runos Verschwinden verhielt.

Auf der ereignisvollen Jagd des Herzogs paares war Runo von einem herzoglichen Knappen erkannt und als Vertrauter des Geächteten von dem herbeigerufenen Jagdgesolge festgenommen worden. Gegenwehr wäre unnütz und den Leuten des Herzogs gegenüber höchst straffällig gewesen, darum ergab er sich gutwillig; doch war er durch nichts zu bewegen, irgend etwas über das Schicksal und den jetzigen Aufenthalt seines Herrn anzugeben. So ward er nach dem Hohen-

stausen gebracht, wo der Herzog erst von ihm Bericht haben wollte über die ganze Verschwörung, die Flucht und das seitherige Leben und Treiben des Ritters, ehe er sich entschied, wie er gegen den Verbannten verfahren wolle, den er selbst in der Köhlerhütte erkannt hatte. Noch wußte der Knecht von jenem Zusammentreffen nichts und war daher entschlossen, lieber Gefängnis und Senkertod zu erleiden, als durch eine Angabe des Aufenthaltes seines Herrn diesen preiszugeben. Noch an demselben Abende war der Verlust des Ringes entdeckt worden, und der Herzog hatte kein Ohr mehr für irgend eine andere Angelegenheit. Darum blieb Runo nun in fester Verwahrung und wurde vorläufig nur vom Hausmarschall verhört, der zwar den hartnäckigen Gefangenen aufs härteste bedrohte, doch sein Urtheil auf den Spruch des Herzogs ausgesetzt sein lassen mußte.

Mit Erstaunen vernahm nun der treue Mann aus dem Munde Blankas, was sich indessen mit ihrem Vater und im Herzogschlosse begeben hatte. Trauer und Hoffnung stritten in ihm; er konnte nicht glauben, daß es so schlimm um seinen Herrn, den kräftigen Ritter, stehe, und meinte, jetzt, da der Herzog vergeben habe und die Acht aufgehoben sei, müsse er erst wieder neue

Kraft gewinnen und ein glückliches Leben am Herzogshofe beginnen. Seine zuversichtlichen Worte regten sogar in Blankas Herzen wieder Hoffnung an, und schwankend zwischen dieser und der Sorge, schaute sie dem Ende des Rittes entgegen.

Es war hoch am Nachmittag, als sie bei der Ruine ankamen. Der Herzog, noch immer in ungnädiger Stimmung, hatte während des Rittes nicht ein Wort gesprochen. Nun stieg er schweigend vom Rosse, gab seinem Knappen die Zügel und trat in das Gewölbe.

Gedämpftes Licht nur fiel in das alte Gemäuer, auf das Lager des Kranken und das ehrwürdige Antlitz des Mönches, der neben demselben kniete. Bleicher noch erschienen in diesem Halbdunkel die Züge des Sterbenden. Schon saß der Tod ihm auf der Stirne und den bläulichen Lippen, doch sprach sich in den sehnüchtig glühenden Augen noch volles Bewußtsein aus. Er hatte den Blick auf den Priester geheftet und nahm die Eintretenden nicht sogleich wahr, der Herzog aber bedeutete dem Mönch, sich ruhig zu verhalten, und stellte sich stille am Eingang auf, um erst den Sterbenden genau zu betrachten.

Gebrochen war aller finstere Troß in seinen

Bügen. Aus diesem Antlitz schaute zu Friedrich von Hohenstaufen wieder das Bild des Jünglings empor, der ein Gespieler seiner fröhlichen Jugend, das Bild des Mannes, der ein Gefährte seines thatenvollen Mannesalters gewesen — und zum Verräther an ihm geworden war. Doch aus demselben Antlitz blickte jetzt der peinvolle Kampf mit dem schrecklichsten Feind, dem Tod. Der Herzog vermochte nicht unempfindlich zu bleiben. Er trat näher und sprach in ernstem, aber nicht zürnendem Tone: „Hier bin ich, Reginald!“

Der Kranke schrak heftig zusammen, schaute auf, und sein Blick fiel auf das geliebte und gefürchtete Antlitz Friedrichs von Hohenstaufen. „Mein Herzog!“ rief er aus und richtete sich mit plötzlich neu erwachter Kraft vom Lager auf; „könnt Ihr vergeben?“

„Ich vergebe dir, Reginald!“ antwortete Friedrich, nicht mit Zurückhaltung, sondern in freier Bewegung, und reichte dem Sterbenden die fürstliche Hand, die dieser mit erkaltenden Lippen küßte. Des Herzogs Ton, sein warmer Blick sprachen noch mehr aus, als seine Worte. Der Sterbende fühlte es, sein Auge strahlte, und ein Schimmer des Glückes, wie die Tochter in langen Jahren es nicht gesehen, glitt über seine Büge.

Länger hielt nun auch Blanka sich nicht zurück, die bisher aus Ehrfurcht vor dem Herzoge ferne geblieben war. Sie kniete an der Seite des Bettes nieder, indem sie unter heißen Thränen die Hand des Sterbenden küßte. Neben ihr, zu den Füßen seines scheidenden Herrn, kniete auch Runo, in Thränen überströmend, da er seine Hoffnung, den geliebten Herrn wieder in seine Ehren eingesetzt zu sehen, vereitelt sah.

„Du warst ein gutes Kind, Blanka. Durch dich hat Gott den Fluch von mir genommen. Der Segen deines Vaters komme über dich!“ sprach der Sterbende schon mit Anstrengung, seiner Tochter die freie Hand aufs Haupt legend. „Und auch du, Runo,“ fuhr er fort, „klage nicht um mein Ende! Ich sterbe versöhnt mit Gott, versöhnt mit Friedrich, meinem Herrn.“

„Er war dir treu, Vater,“ schluchzte Blanka.

„Treu? Ich glaube es; habe Dank dafür, mein Unglücksgefährte!“ stammelte der Sterbende; „meine Tochter möge dir lohnen, was ich nicht mehr vermag!“

Indem er Runo die linke Hand reichte und sie dann wieder seiner Tochter aufs Haupt legte, hing sein Blick unverwandt an dem Herzog. Seine Rechte hielt dessen dargebotene Hand fest umfaßt, und in vollen

Büßen genoß er sterbend noch das langentbehrte Glück, seinem von ihm so heiß geliebten fürstlichen Herrn, dem Freunde seiner Jugend, ins versöhnte Antlitz zu schauen.

„Lebt wohl, — lebt alle wohl! — Segen über dich, mein Herzog, über deine Söhne, — ich sehe dein Haus erhöht über alle Lande — kein Geschlecht kommt seinen Sprossen an Größe gleich, und die Welt wird sich freuen an ihrer Hoheit! — Heil dir, Hohenstaufen! — Heil!“

Mit diesen Worten brach, auf des Herzogs Gesicht geheftet, sein Blick, und seine Hand erkaltete in der seines Herrn.

Schon war der letzte Atemzug erloschen, und noch stand der Herzog, tief ergriffen von diesem Wiederfinden und Scheiden, sowie von den letzten Worten des Sterbenden, unbeweglich neben der Leiche, bis Blanka's Schmerz, der in lautes Weinen ausbrach, als sie sich vom Tode ihres Vaters überzeugt hatte, ihn weckte. Sanft legte er die starre Hand des Toten, die noch seine Rechte umklammert hielt, auf das Lager nieder und wandte sich ab, um seine Bewegung zu verbergen. Der Pater aber, der sich in den Hintergrund des Ge-

mäuers zurückgezogen hatte, trat jetzt zu dem Mägblein, richtete es sanft auf und sprach: „Alage nicht, meine Tochter! er war glücklicher im Tode als im Leben.“

Blanka faßte sich und küßte die Stirne des Toten, während der Priester die Leiche mit dem Zeichen des Kreuzes einseignete. Feierliches Schweigen herrschte. Dann wandte sich der Herzog an Blanka mit den Worten: „Ich habe deinem Vater vergeben und setze dich als Erbin in seine eingezogenen Güter ein; ich selbst werde dein Vormund, die Herzogin wird dir Mutter sein.“

Blanka, überrascht von der Güte des Herzogs, war nur weniger Worte des Dankes fähig und bat zugleich, bei der Leiche bleiben zu dürfen, bis sie hinweggebracht werden würde. Der Herzog, ihren Schmerz ehrend, genehmigte es und ritt mit seinem Knappen hinweg. Den Rest des Tages brachte Blanka bei der Leiche ihres Vaters zu, neben der auch der treue Kuno samt dem Mönche betend kniete. Trauer um seinen Herrn, Freude über die glückliche Zukunft seiner jungen Herrin stritten im Gemüte des treuen Mannes. Auch der Schmerz, mit dem die verwaiste Tochter auf die starren Züge der Leiche blickte, war gemildert. Hatte

sie ihn doch in der letzten Stunde noch glücklich gesehen, versöhnt mit Gott und den Menschen!

Abends kamen Leute aus dem Kloster Lorch, vom Herzog abgesandt, um die Leiche abzuholen. In Begleitung Pater Augustins, des teilnehmenden Priesters, folgte Blanka dem Leichenzuge ins Kloster nach. Runo aber trug mit den Mönchen die sterbliche Hülle seines Herrn dem Kloster zu.

Am andern Tage wurde die Leiche mit ritterlichen Ehren im Kloster begraben. Der Herzog selbst war zugegen. Dem ehrlichen Runo standen bei aller Wehmut Freudenthränen in den Augen, als er, in adeliger Knappentracht zu Häupten des Sarges stehend, Ritterschwert, Schild und Helm auf den Sarg seines Herrn legen durfte — dieselben Waffen, die der Verstorbene, da er sich nicht von ihnen trennen konnte, in der Ruine verborgen hatte, und deren Rettung die Veranlassung seines Todes geworden war.

Aufs wohlthuendste wurde Blanka, als sie schmerzerschüttert vom Grabe zurückkehrte, überrascht, indem sie von den Armen der Herzogin empfangen wurde. Diese hatte sich im Kloster eingefunden, um mit ihrem Gemahle den Platz, auf welchem der Ring gefunden

worden war, zu besuchen und dort zu beten. An ihrem Herzen weinte Blanka nun ihren Schmerz aus und empfand in der mütterlichen Teilnahme der hohen Frau ein süßes, nie empfundenes Glück.

Sie führte das hohe Fürstenpaar zu der Stelle, wo sie den Ring gefunden hatte, und nach andächtigem Gebete wurde diese zum Bau einer Kirche bezeichnet. Dem Herzog war derselbe so angelegen, daß er sogleich tüchtige Meister an seinen Hof berief, damit der Plan entworfen und der Bau selbst alsbald in Angriff genommen würde.

VII.

Die Stadt Gmünd.

Am Hofe der Herzogin zu Hohenstaufen war nun Blankas Heimat, und allmählich wandelte sich der Schmerz der verwaisten Tochter in milde Wehmut, womit sie liebend des verstorbenen Vaters gedachte. Der treue Diener Kuno verwaltete indessen mit unermüdlicher Sorgfalt die Güter, die ihr der Herzog zurückgegeben hatte.

Zwei Jahre später richtete die Herzogin Agnes auf dem sonnigen Hohenstaufen ein fröhliches Hochzeitsfest für ihr liebstes Edelfräulein, Blanka von Staufenneck, aus, und Blanka zog an der Hand des edlen Gemahles in die Burg des Ritters von Scharfstein ein. Wie einst eine aufopfernde Tochter, so ward sie jetzt dem Gemahle unweit der Staufenburg eine treue Hauswirthin.

Bald nach ihrem Hochzeitsfeste aber sah sie die Trauerfahne auf dem Hohenstaufen wehen, als im Jahre des Herrn 1105 Herzog Friedrich in der Blüte des Mannesalters von raschem Tode hinweggerafft wurde.

Mit ihrem Gemahle, und in späteren Jahrzehnten mit ihren Söhnen durfte sie sich aber am Aufschwung des hohenstaufischen Hauses erfreuen, das in den Söhnen Herzog Friedrichs sich fortpflanzte. Diese beiden, Friedrich, der Einäugige genannt, bei des Vaters Tode erst fünfzehn Jahre alt, und Konrad III., nachmals deutscher König, führten auch den Bau der von ihrem Vater gelobten und begonnenen Kirche fort und vollendeten ihn.

Da die Steinmeyer und Handlanger ihre Hütten

um die Kirche aufbauten, Bäcker, Metzger und Bauern ihnen folgten, entstand in wenigen Jahren ein ansehnlicher Ort, der sich wegen der günstigen Lage am Ufer der Rems und der Nähe des Herzogshofes bald zur Stadt vergrößerte. Friedrich der Einäugige schon umgab sie mit Mauern. Nach dem Namen der alten römischen Niederlassung, der sich im Volksmunde erhalten hatte, wurde sie GAUDIA MUNDI — Gemiünd — genannt.

Die Stadt Gmiünd blüht heute noch fröhlich und legt in ihrer Goldschmiedeindustrie, die sich durchs ganze Mittelalter hindurch bis auf den heutigen Tag als herrschender Erwerbszweig fortgepflanzt hat, ein Zeugnis davon ab, daß einst die Stadt dem Fürstenhofe nahegelegen war.

Auch die Kirche, dem Täufer Johannes geweiht, an dessen Jahrestage der Ring gefunden worden war, steht heute noch als eines der seltenen Denkmale der romanischen Baukunst, der vollendeten Ausbildung des Rundbogenstils, der jener Zeit angehörte.

Der goldene Ring, der verloren im Wald,
Zog freudige Männer zur Arbeit alsbald;
Die Kaiser bestellten hier ihre Prachten,
Weil immer des Waldes und des Ringes sie dachten.

Noch blühet die Stadt nach der staufischen Wahl,
 Noch wirkt sie in Gold und in Perlen zumal;
 Doch seit die gewaltigen Herrscher gestorben,
 Ist drunten in Gmünd auch manch Goldschmied verdorben.

Friedrich und Agnes sind die Stammeltern der
 hohenstaufischen Kaiser, des herrlichen Geschlechtes,
 das vom deutschen Throne, wie zur Zeit Karls des
 Großen, den größten Teil von Europa beherrschte,
 unter dem das deutsche Volk als das erste der Erde
 im Ansehen stand, mit deren Untergang auch das
 deutsche Reich darniederlag.

Friedrich von Hohenstaufen und seine Gemahlin
 Agnes, die Salierin, liegen zu Lorch in der noch wohl-
 erhaltenen Hohenstaufengruft begraben.

Urvater Staufens! In der Mitte hier
 Der Kirche, die du gläubig aufgebaut,
 Ruhst du, gehüllet in des Glaubens Zier
 Mit Agnes, deiner kaiserlichen Braut.
 Wie still ist's hier! O, dieser Sarkophag,
 Mög er bestehen bis zum jüngsten Tag!

Hier schwebt im Bild dein Adler noch — drei Leu'n
 Ergehn sich drunter, wie das Wappen war;
 Den Adler und die Löwen mußte scheu'n
 In weitem Kreis die deutsche Völkerschar,
 Nun prangen sie nur schweigend überm Grab,
 Und in dem Staube liegt dein Herrscherstab!

BC 08/3130

Verlag von Alfred Oehmigke in Leipzig.

Historische Erzählungen für die Jugend von Luise Pichler.

Preis jedes Bändchens gebunden 75 Pfg.

2b

1. Der Gerichtstag zu Cannstatt. — Ein Weihnachtsfest.
2. Der Ring der Herzogin.
3. Kaiser u. Fährmann. — Der Goldschmied von Stuttgart.
4. Der Expeditionsrat.
5. Deutsche Irene.
6. Kaiser Karls Urenkel.
7. Meister Konrad der Schöppe.
8. Die Schwarzwalbmühle — Ein deutscher Prinz.
9. Die Schwestern.
10. Der Rotmantel.
11. Der Sohn der Witwe.
12. Die Brüder.
13. Das Hünenschloß.
14. Die Kartause.
15. Die Ansiedler im Schwarzwalde.
16. Franzosengeneral und deutscher Professor.
17. Pfarrer und Kriegsmann.
18. Ein deutsches Königsleben.
19. Die Rose von Buzanz.
20. Der Steinmetz zu Speyer. — Ein Karlschüler.
21. Der Freihof v. Siebeneichen.
22. Der erste Zollern.
23. Der alte Barbarossa.
24. Unter Karl dem Großen.
25. Vater Friedberts Haus.
26. Im Teutoburger Walde.
27. An den Ufern des Rheins.
28. Vater und Sohn.
29. Hermann und Thusnelde.

2b.

30. Über den Rhein.
31. Am Fuße der Aharu.
32. Der erste Brandenburger.
33. Sigulf und Grimolt.
34. Die Deutschen in Rom.
35. D. Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt.
36. Unter d. großen Kurfürsten.
37. Hermann und Liberius.
38. Ein Grenadier des großen Friß.
39. Zur Zeit der Königin Luise.
40. Auf dem deutschen Meer.
41. Der Rekrut.
42. Die Nachbarn. — Auf der Brücke zu Basel.
43. Das eiserne Kreuz.
44. Am Johannisfeste.
45. Der Überfall im Odenwald.
46. Der Sandwirt von Passaier.
47. Konradin von Schwaben.
48. Der Burggraf v. Nürnberg.
49. Alarich in Rom.
50. Der Findling.
51. Die Waldschmiede zu Rottweil. — Der Rittmeister.
52. Der junge Kreuzfahrer.
53. Theodorich der Große.
54. Chlodwig und Chlotildis. — Irene und König Philipp, der Hohenstaufe.
55. Kaiser und Fürsten.
56. Der Kaufherr von Straßburg. — Die Spielgenossen.
57. Hohenstaufenbilder.

Her

i Leipzig.

aus

der Völker.

).

5 Pfg.

Bb

i Franz Kühn.

1. Go

2. Au

3. Die

4. Pe

5. Im

6. Gre

7. Die

8. An

9. Von

10. Gre

11. Die

12. Ein

13. Gu

14. Gre

15. Sch

16. Al

17. Die

18. Ad

19. Sei

20. Per

21. Per

22. Da

23. Ch

24. Du

25. Da

26. Peter Schöffer. Von W. Maßlieb.

27. George Stephenson. Von W. Maßlieb.

28. Aus der Jugendzeit berühmter Künstler.

29. Der sibirische Bobelzäger. Von P. Parley.

30. Die Zeiten sind nicht mehr, da Bertha spann.

31. Kaiserin Adelsheid. Von R. Diez.

32. Aus dem Leben berühmter Künstler. Von E. Dhlh.

33. Der rechte Soldat. Von Aurelie.

Ungarn.

n.

ihn.

Jers Nero. Von

rls des Großen.

Kühn.

Schwedens. Von

n.

anz Kühn.

Kühn.

Seefeld. Von

dolph Mitsche.

edemann.

J. Wiedemann.

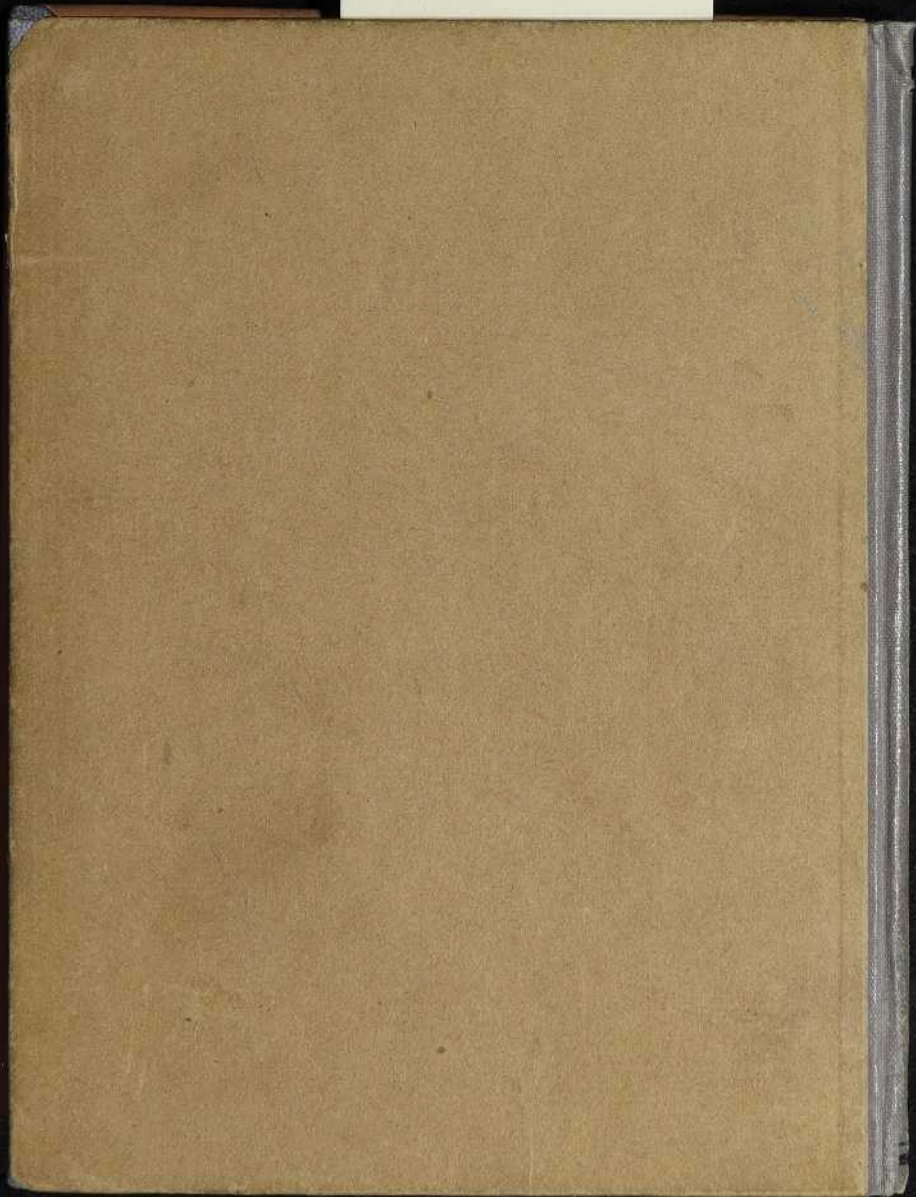
h Carstadt.

Internationale Jugendbibliothek



047002198357

Blank label



Der
Ring der Herzogin.

Erzählung

aus der Zeit des ersten Hohenstaufen

von

Luise Pichler.

Mit einem Titelbild.

Vierte Auflage.



Leipzig,

Alfred Dehmigke's Verlag.

